

**Mister
Dynamit**

KRIMINALROMAN

Originalausgabe



C. H. Guenter

EIN TRESOR IN BERLIN

In einem Ostberliner Labor züchten sie
Bakterien. Erst fressen sie nur Ölteppiche
und Giftmüll auf, dann den Rest der Welt.

PABEL

C.H.GUENTER

EIN TRESOR IN BERLIN

VERLAGSUNION ERICH PABEL-ARTHUR MOEWIG KG,
7550 RASTATT

1.

X minus 8 Jahre

Wegen einer Schlaperei im Moskauer Energieministerium war die Flottenbasis Tallin Ende November nicht mit ausreichend Heizöl versorgt. Beim ersten Kälteeinbruch sank die Temperatur in den großen Werfthallen auf unter minus zehn Grad. Den Ingenieuren, Technikern und Arbeitern, die das U-Boot-Bauprogramm planmäßig erfüllen sollten, froren die Werkzeuge an den Fingern fest.

Ein Notruf zum befehlshabenden Admiral des Marine-Kommandos Ostsee sollte Abhilfe bringen.

Der Supertanker *Kurgan*, beladen mit einer halben Million Tonnen Heizöl, wurde umgeleitet.

Der Funkspruch erreichte den Tanker, als er bei den britischen Orkneyinseln Kurs Nordkap nehmen wollte.

Der I. Offizier der *Kurgan* nahm als Wachhabender das FT entgegen und ging damit zum Kapitän.

Kirgow lag in seiner Kojе. In der Hand hatte er eine leere Wodkaflasche.

Dem I. Offizier gelang es endlich, Kirgow, der wie die meisten alten Kapitäne ein Trinker war, zu wecken.

„Ist es wichtig?“ maulte Kirgow und massierte die Tränensäcke unter seinen Augen.

„Der absolute Hammer, Genosse Kapitän.“

Kirgow schälte sich aus der Kojе, verschwand im

Bad und ließ kaltes Wasser aus der Brause über seinen Kopf laufen.

Mit dem Handtuch rubbelte er den grauen Schopf trocken und stand nun schwankend und in Unterhosen mitten in seiner Kajüte.

„Lassen Sie den Hammer fallen!“ forderte er den I. Offizier auf.

„Neuer Bestimmungsort, Kåpten.“

Der Kapitån kniff die Augen zu, als schmerzten sie ihn.

„Unmöglich. Ich fahre, seitdem ich dieses Schiff übernahm, und das ist jetzt elf Jahre her, immerzu die Route Schwarzes Meer-Eismeer. Von Odessa rauf nach Murmansk, von Murmansk runter nach Odessa. Randvoll mit Öl rauf nach Murmansk, leer wieder runter zu den Raffinerien. Daran kann sich nichts geändert haben.“

„Neuer Bestimmungsort ist Tallin in der Estnischen SSR.“

Kirgow zog den dicken Isländer über.

„Das muß ein Irrtum sein, Nummer eins. Fragen Sie zurück, ob die Order korrekt ist!“

Den neuen Funkspruch zu formulieren, ihn zu verschlüsseln, an das Flottenkommando zu senden und die Antwort abzuwarten, das dauerte drei Stunden.

Der Alte war mittlerweile wieder eingeschlafen. Doch diesmal hatte der I. Offizier weniger Mühe, ihn zu wecken.

„Die Order wurde bestätigt. Zielhafen Tallin.“

„Sind die verrückt geworden?“ brauste Kirgow auf. „Sollen die in Murmansk sich den Arsch abfrieren?“

„Zunächst frieren sie sich in Tallin denselben ab, Genosse Kapitån“, meinte der I. Offizier. „Murmansk hat Vorräte bis Mitte Januar.“

Kapitån Kirgow, ein erfahrener Schiffsführer, rechnete überschlägig.

„Das wird knapp. Vier Tage bis Tallin, vierzehn Tage bis Odessa. Dann wieder drei Wochen bis Murmansk, macht sechs Wochen. Vor Ende Januar ist die Murmansk-Basis nicht zu versorgen.“

„Das übernimmt der Tanker *Billastrok*, hörte ich.“

„Na, unsere Mannschaft wird sich freuen. Die meisten sind in Leningrad zu Hause. Trotzdem, verfluchte Welt.“

„Da muß in Moskau einer geschlafen haben“, meinte der I. Offizier.

„Einer?“ spottete der Kapitän. „Eine ganze Büroetage hat das verpennt.“

Für den neuen Kurs brauchte er keine Seekarte. Er hatte sie so im Kopf wie ein Frischverliebter die Gesichtszüge seiner Angebeteten.

„Neuer Kurs neun null Grad. Wann erreichen wir das Skagerrak?“

„In zwanzig Stunden“, schätzte der I. Offizier.

„Richtig. Und das Wetter?“

„Im Skagerrak noch klar. Gegen Morgen ist für das Kattegat Nebel gemeldet.“

„Wir nehmen trotzdem den kürzeren Weg.“

Mit dem kürzeren Weg war die Passage durch die Meerenge zwischen Kopenhagen und dem schwedischen Helsingborg gemeint.

„Man wird das Radar doppelt besetzen müssen“, schlug der I. Offizier vor.

„Und den Ausguck. Wir gehen ein Stück mit der Fahrt herunter. Sagen wir, von sechzehn auf vierzehn Knoten.“

Das war für einen Supertanker, der zehn Meilen brauchte, um zum Stehen zu kommen, zwar immer noch sehr schnell, aber wie es aussah, warteten sie in Tallin auf das Heizöl wie ein Baby auf die Mutterbrust.

Der Tanker änderte den Kurs auf Ost.

Am Nachmittag des 29. November lief er in das Skagerrak ein und stand sieben Stunden später querab von Helsingborg, wo das Fahrwasser zwischen Dänemark und Schweden nur wenige Meilen breit war.

Trotz der mitternächtlichen Stunde herrschte starker

Schiffsverkehr. Autofähren waren unterwegs, Küstenmotorschiffe, Fischdampfer und Kutter.

Die meisten hatten Radar und machten dem Riesentanker respektvoll Platz.

Der angekündigte Nebel blieb aus. Die *Kurgan* kam gut durch die Meerenge und umrundete Cap Falsterbo, um in die Ostsee einzulaufen.

Mit einemmal saßen sie in der dicksten Nebelsuppe. Um sie her war alles eine wabernde dampfende Waschküche.

Kapitän Kirgow blieb auf der Brücke. Bei Gefahr pflegte er sein Schiff selbst zu führen.

Um von der Küste gut freizukommen, ließ er auf 110 Grad gehen. Der Tanker lief aber weiter Marschfahrt sechzehn Knoten.

„Und aufpassen jetzt, Leute!“

Der Mann am Radar meldete ein Schiff Steuerbord querab.

„Kreuzt unseren Kurs“, sagte er. „Schnellläufer. Abstand noch zwei Meilen“

„Die Rügenfähre Saßnitz-Trelleborg“, vermutete der II. Offizier.

Durch den Nebel war mit dem Glas nichts auszumachen. Der russische Supertanker gab mehrmals Typhon-Signal.

Sie lauschten. Die Autofähre gab keine Antwort.

„Wenn wir sie gesehen haben“, sagte der I. Offizier, „haben die uns auch gesehen.“

Trotzdem näherten sich beide Schiffe mit unverminderter Geschwindigkeit einem theoretischen Kollisionspunkt.

Nach den Regeln hatte die Fähre Vorfahrt, aber der Tanker war im Vergleich zu ihr praktisch manövrierunfähig. – Trotzdem ließ der Russe den Kurs ändern, um hinter der Fähre vorbeizukommen.

„Steuerbord zehn abfallen!“

Außerdem versuchte er den Schweden über UKW anzuspre-

chen. Ein wüstes Geknatter auf beiden Frequenzen machte die Verständigung jedoch unmöglich.

Der Russe gab ein Sirenen-Signal. Jetzt endlich versuchte der Schwede, mit äußerster Kraft nach Steuerbord zu drehen.

Der Russe ließ die Maschinen anhalten. Aber es bedurfte ebensolange, bis der Tanker gestoppt lag, wie er brauchte, um auf Fahrt zu kommen. Gut und gerne eine halbe Stunde.

Sie näherten sich mit erschreckender Präzision dem Kollisionspunkt.

Dann, als der Nebel kurz aufriß, sahen sie mit Entsetzen, daß es zu spät war.

Drüben auf der Schwedenfähre versuchten sie noch ein letztes Ausweichmanöver. Doch vergebens.

Die Fähre rammte den Tanker *Kurgan* mitschiffs. Es gab einen Schlag, als ginge die Welt unter.

Hilflos, die Katastrophe vor Augen, sagte Kapitän Kirgow zu seinen Offizieren:

„Mit Absicht kriegen die so was gar nicht fertig. Nur mit Blödheit.“

„Und Zufall.“

„Aber beides darf es in der Seefahrt nicht geben.“

Sie hatten alle Hände voll zu tun, das ausbrechende Feuer zu löschen. Daß die Ölladung aus den aufgeschlitzten Tanks lief, war gar nicht zu verhindern.

Sie funkten SOS und meldeten die zu erwartende Umweltkatastrophe. Doch da war schon eine Million Liter Öl ins Meer ausgelaufen, und jede Stunde kam eine weitere Million Liter hinzu.

Die schwedische Fähre mit ihrem gegen Eisgang verstärkten Bug blieb in schwimmfähigem Zustand. Sie konnte vor dem Sinken bewahrt werden. Der sowjetische Supertanker jedoch brach, als die mittleren Tanks sich entleert hatten, zusammen wie eine Holzlatte zwischen zwei Klötzen, auf die man mit

dem stumpfen Ende eines Beils einschlug. In einer Wolke aus Feuer und fettem schwarzem Qualm barsten und brachen die Spanten und Längsverbände unter häßlichem Kreischen. Später gab es noch eine gewaltige Explosion.

Kapitän Kirgow befahl, daß die Besatzung den Tanker verließ. Dann schoß er sich eine Kugel in den Kopf.

Der Tanker widerstand den Löschversuchen der herbeigeeilten Schiffe. Er brannte, bis er endgültig sank, nachdem sich die halbe Million Tonnen Öl aus dem Schiff in die Ostsee ergossen hatte. Bald trieb ein Ölteppich von vierzehn Meilen Länge und vier Meilen Breite auf die deutsche Ostseeküste zu.

Von Rügen bis hinauf in die Danziger Bucht gab es Alarm. Die DDR und Polen sahen sich der schlimmsten Umweltkatastrophe des Jahrhunderts gegenüber. Man rechnete, daß das Wasser der Ostsee auf zehn Jahre, die Küsten mindestens für fünf Jahre total verseucht seien.

Alles wurde sterben müssen: Fische, Seevögel, Kleinlebewesen und Plankton. Die Küste würde sich mit einer schmierigen Ölschicht überziehen, die irgendwann zu Teer wurde und alles Leben vernichtete.

Daß es dazu nicht kam, war Dr. Reitzmann zu verdanken.

Der Biochemiker arbeitete an einem Forschungsinstitut der Humboldt-Universität in der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik. Seit Jahren befaßte er sich mit der Züchtung von Mikroben, die in der Lage waren, sich von anorganischem Material zu ernähren.

Zum Glück standen aus einer vorindustriellen Herstellung ausreichende Mengen zur Verfügung. – Die sogenannte A-Mikrobe wurde in Berlin verladen und mit Hubschraubern der Nationalen Volksarmee nach Rügen gebracht.

Dort impfte man unter Dr. Reitzmanns Aufsicht den Ölteppich, der sich der Küste schon bis auf wenige Meilen genähert hatte.

Das Ergebnis überraschte sogar den Biochemiker.

„Es ist wie ein Wunder“, sagte der Armee-Kameramann, als sie zwei Tage später an der Küste entlang flogen. „Es sind nur noch kleine Ölnseln. Die Ränder fransen schon auf.“

„Und das Weiße, Doktor?“ fragte der mitfliegende General.

„Das sind die Ausscheidungen der Bakterien.“

„Und was bewirken die?“

„Sie werden vom Plankton in Nahrung umgesetzt.“

„Sind Sie da sicher?“

„Absolut“, äußerte der Wissenschaftler. „Wir konnten bisher nur noch keinen Großversuch starten.“

„Dann kam Ihnen die *Kurgan*-Katastrophe ja fast gelegen.“

„Ich hätte es gerne ein paar Nummern kleiner gehabt“, gestand der Biochemiker.

Als sie zurückflogen und die Erfolgsmeldung abgesetzt hatten, daß es keine Ölpest geben würde, sagte der Meeresbiologe, der ebenfalls an Bord war

„Das macht Sie reif für den Nobelpreis, Doktor Reitzmann. Gratuliere.“

„Für einen Orden vielleicht“, schränkte der Forscher ein, „aber für den Nobelpreis wohl kaum. Das Projekt Mikrobe A ist Staatsgeheimnis.“

„Schade für Sie.“

„Gut für uns“, äußerte der Armee Fotograf.

„Kommt immer darauf an“, bemerkte Dr. Reitzmann gar nicht glücklich, „was am Ende dabei herauskommt.“

Er sagte es mehr zu sich, als zu den anderen. Verstanden hätte es ohnehin keiner.

X minus 5 Jahre

Im Sommer 1986 befand sich die Wirtschaft der DDR in erheblichen Finanznöten. Die lebenswichtigen Importe konnten nicht mehr bezahlt werden. Es fehlte an Devisen.

Deshalb erließ das Handelsministerium in Berlin Anordnung, daß alle Devisenquellen bis zur Neige auszuschöpfen seien. Man solle gefälligst Phantasie entwickeln.

In dieser Klemme kam ein Ministerialrat auf die Idee mit dem Sondermüll.

Er trug sie bei der nächsten Sitzung des Komitees für Außenhandel vor und faßte sich kurz.

„Die Hamburger und ganz Norddeutschland wissen nicht mehr, wohin mit dem Giftmüll. Sie tragen sich schon mit dem Gedanken, den ganzen Dreck im Atlantik zu versenken. Dagegen protestieren aber die Umweltschützer und machen Brüssel heiß. Eine unserer großen Deponien nördlich von Boizenburg wäre von den BRD-Container-LKWs in einer Stunde zu erreichen. Die Entfernung ist geringer als die von Hamburg nach Bremen. Wenn wir davon ausgehen, daß pro Monat über zehntausend Tonnen Müll anfallen und wir pro Tonne eine Übernahmegebühr von vierhundert D-Mark in Ansatz bringen, entspricht das einer Deviseneinnahme von mehr als zwanzig Millionen D-Mark allein für den Rest dieses Jahres.“

Bevor der Vorschlag beklatscht wurde, hagelte es Fragen.

„Und was machen wir mit dem Giftzeug, bitte?“

„Die Westler haben es los, und wir haben es am Hals.“

„Aber nur für kurze Zeit“, deutete der Referent an.

„Wollen Sie es weiter nach Polen und die Polen weiter nach Rußland verkaufen?“

Der Referent senkte die Stimme.

„Genossen!“ Er fragte: „Ist hier jeder für Geheimstufe zwei

vergattert?“

Man bestätigte es ihm.

„Ist die Abhörsicherung eingeschaltet?“

Einer nahm durch Knopfdruck die Kontrolle vor. Eine rote Lampe glomm auf.

„Störgenerator arbeitet.“

Nach kurzem Atemholen und deutlichem Räuspern kam der Referent zu seiner Erklärung. Zunächst sagte er nur ein Wort.

„Mikrobe B.“

Einer der Anwesenden erinnerte sich.

„Ist das nicht dieses Reitzmann-Produkt?“

„Wofür man ihn zum Professor ernannte.“

„Hat er nicht vor drei oder vier Jahren die Ölpest vor unseren Küsten bekämpft?“

„Mit glänzendem Erfolg.“

„Das war seine A-Mikrobe, wenn ich richtig informiert bin.“

Der Referent fuhr fort:

„Genossen, die Mikrobe B ist ein Müll-Allesfresser.“

Dabei ging er nur soweit ins Detail, wie er es den anwesenden Funktionären zumuten konnte.

Endlich applaudierten sie.

Nach der Diskussion kam folgender Beschluß zustande: Vorladung von Prof. Dr. Reitzmann zu einem Info-Vortrag. Dann Angebot an die Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck sowie an die Großstädte in Niedersachsen betreffs Übernahme bestimmter Mengen von Müll, Sondermüll und Giftmüll. Ausgehend von 20 000 Tonnen pro Monat

„Wenn das hinhaut“, sagte der anwesende Wirtschaftsminister zu seinem Referenten, „finanziert das einen großen Teil unserer Südfrucht- und Elektronik-Importe.“

„Ja, wenn es hinhaut“, schränkte der Referent ein. „Aber

wie ich höre, ist Reitzmann guten Mutes. Er hat noch ganz

andere Mikroben in seinen Brutstätten.“

„Auch solche, die Ostmark fressen und Dollar scheißen?“ fragte der Minister, ein Uraltgenosse der ersten Stunde, staatstreu, aber ein wenig primitiv in der Ausdrucksweise.

Der Vortrag des Biochemikers Prof. Dr. Reitzmann fand am Dienstag statt. Schon zwei Wochen später kamen die Müllabnahmeverträge mit den Kommunen in der Bundesrepublik zustande.

Wie zu erwarten war, protestierten Gruppen von Umweltschützern im Westen dagegen, daß der gefährliche Müll nahe der Grenze auf dem Gebiet der DDR gelagert werden solle. Sie übersahen dabei, daß er andernfalls auf dem Gebiet der Bundesrepublik gelagert werden mußte, und sie vergaßen vor allem zu fordern, daß weniger Müll erzeugt wurde.

Sie behaupteten, die DDR-Deponien seien nicht genug abgedichtet und würden das Grundwasser verseuchen. Das Gift gerate in die Elbe und damit wieder in den Westen.

Die DDR-Behörden äußerten sich nicht dazu. Man hätte darlegen müssen, daß die Aufbereitung des Giftmülls durch die Reitzmannsche B-Mikrobe wenn schon nicht Blütenhonig, so doch etwas Ähnliches wie Humus hinterließ.

In diesem Jahr wurde Prof. Dr. Reitzmann zum verdientesten Kämpfer der Sozialistischen Revolution ernannt und mit dem höchsten Orden ausgezeichnet, den die DDR zu vergeben hatte.

X minus 3 Jahre.

Im Spätwinter 1988 lief in Sachsen ein streng geheimes Staatsprojekt an.

Begonnen hatte alles mit dem Besuch eines hohen Funktionärs bei der Ost-Berliner Humboldt-Universität.

Zum ersten Mal standen sich die zwei DDR-Bürger gegen-

über. Der schmal wirkende, grauhaarige Wissenschaftler mit einem Gesicht, das nur aus Falten zu bestehen schien, und einer Hornbrille auf der Sattelnase, die seine hellen Augen eher verkleinerte, stellte sich vor.

„Reitzmann.“

Der Besucher war von der Statur eines Mittelklasseboxers. Er mochte um die Vierzig sein, hatte aber ein Chorknabengesicht, das seinem Alter hinterherhinkte. Das Auffällige an ihm war seine elegante, ein wenig geckenhafte Kleidung. Tiptopp wie aus dem Modejournal, wirkte alles frisch gebügelt. Die Farbe des Anzugs war auf die von Hemd und Krawatte abgestimmt. Doch das Besondere an ihm waren seine Schuhe. Schwarze Lacktreter vom Feinsten und so blank wie ein Spiegel.

„Hartmann“, schnarrte er gekünstelt militärisch.

„General Jo Hartmann?“

„Vom Stasi.“

„Sie sehen nicht aus wie ein hoher Funktionär.“

„Dann müssen Sie schon einiges von mir gehört haben, Professor.“

„Ist das ungewöhnlich?“

„Viel ungewöhnlicher, als von Ihnen zu hören, Professor.“

Die beiden fanden sich auf Anhieb sympathisch.

Der Wissenschaftler forderte auf, in der Sitzecke seines kleinen Labors Platz zu nehmen. Er fragte, was der Besucher wünsche, Tee oder Kaffee. Als der Kaffee kam, waren sie schon mitten in der Sache.

Zunächst gab jeder von ihnen eine kurze Erklärung ab.

„Ihre Versuche mit der Mikrobe C“, äußerte der Stasi-General und nahm eine filterlose Gauloises aus seinem goldenen Zigarettenetui, „haben offensichtlich dazu geführt, daß auch Beton davon beeinträchtigt werden kann.“

„Sowie bestimmte Metalle“, ergänzte Dr. Reitzmann. Dabei

versuchte er mit der Linken, sein widerspenstiges Roßhaar zu bändigen. „Deshalb wandte ich mich an das Ministerium für Staatssicherheit mit der Bitte, ob man mir nicht ein geeignetes Gelände für einen Großversuch überlassen könne.“

General Jo Hartmann lächelte, die Zigarette im Mundwinkel.

„Deshalb bin ich hier, Professor.“

Reitzmann schien überrascht zu sein, daß sein Ersuchen so schnell registriert worden war.

„Es dauerte kaum sechs Tage, was gewöhnlich Monate in Anspruch nimmt.“

„Wir sind sehr an Ihrer Forschung interessiert“, sagte Hartmann, „und auch besorgt, was die Sicherheit und die Geheimhaltung betrifft, Professor.“

Man wurde sich schnell einig.

Sie führten unter dem Siegel absoluter Diskretion ein Vieraugengespräch. General Hartmann erklärte dabei folgendes:

„Sie kennen Merseburg-Leuna. Heute, wie damals im dritten Reich, stellen wir dort Ammoniak, synthetische Treibstoffe, Kunststoffe und auch Buna her. Leider wurden zur Hitlerzeit in Merseburg auch Tabun und Sarin produziert. Beides Gase, die man in Konzentrationslagern gegen Juden zur Anwendung brachte.“

„Ja, leider – das ist mir bekannt“, äußerte der Biochemiker.

„Nun gibt es“, fuhr Hartmann fort, „in Werk drei einen Bereich, wo diese Gifte früher gemixt wurden. Man hat diesen Teil des Werkes streng abgesperrt, praktisch völlig isoliert. Aber im Grunde müßte man hergehen und ihn in einen riesigen Betonwürfel gießen. Da dies nicht möglich ist, unsere Frage an Sie, Professor: Kann denn Ihre Mikrobe C, wenn wir sie einsetzen, diesen Schrotthaufen lautlos, schadlos und restlos vernichten?“

Der Wissenschaftler ließ sich Angaben über die Größe des

Arsenals und den Zustand der Hydrier- und Destillationsanlagen machen.

Er bekam Fotos, Gutachten und Pläne zu sehen.

Dann ging er an seinen Tischcomputer und fütterte ihn mit den Werten.

Der General hörte das Klappern der Tastatur am Terminal. Immer wieder blickte Reitzmann auf den Bildschirm und rechnete dann weiter. Das Ganze dauerte nur wenige Minuten. Schon kam Reitzmann mit dem Ergebnis wieder.

„Wir werden vorher einen Graben um das Arsenal ziehen müssen. Sagen wir, einen Meter tief und zwei Meter breit. Diesen Graben füllen wir mit einer Flüssigkeit, deren Zusammensetzung ich Ihnen noch nicht nennen werde, die aber zu fünfundachtzig Prozent aus Wasser besteht. Sobald diese Vorbereitungen abgeschlossen sind, können wir loslegen.“

„Den Graben brauchen Sie, damit Ihre Mikroben nicht abmarschieren und ihren Heißhunger an anderen Einrichtungen stillen.“

„Wie bei einer mittelalterlichen Burg. Ein Wassergraben ist dazu da, um schwer darüber hinwegzukommen. Von beiden Seiten.“

„Wann?“ fragte Hartmann abschließend.

Der Biochemiker schaute auf die Uhr, um anzudeuten, daß es keine Zeitprobleme gab.

„Jederzeit“, sagte er.

„Ich lege das sofort dem Sicherheitsrat vor. Sie hören von mir binnen vierundzwanzig Stunden, Professor.“

Im März lief das Geheimprojekt Merseburg-Leuna an.

Schon Mitte Mai konnten Reitzmanns Mitarbeiter, gekleidet in Schutzanzüge und versehen mit Sauerstoffgeräten, feststellen, daß die Mikrobekultur brillante Arbeit geleistet hatte. Sie hatten die noch in den Tanks, in den Leitungen und Kompressoren vorhandenen Komponenten aus der Giftgasproduk-

tion aufgefressen und in ihren Ausscheidungen zu harmlosen Stoffen umgewandelt.

Nun begannen sie, die ganze Anlage, die kilometerlangen Rohre, die Druckbehälter, Ventile, Pumpen, Motoren und Ofen zu knacken.

X minus zwei Jahre.

Im Spätsommer des Jahres 1989 sah General Jo Hartmann vom Staatssicherheitsdienst den Biochemiker Reitzmann zum letzten Mal. Reitzmann besuchte ihn in seinem Büro im MfS in Ost-Berlin.

Nach dem üblichen Hin und Her, Fragen nach Gesundheit, Urlaub und Datscha, kam man insofern gleich zur Sache, als das Thema Familie ausgeklammert blieb. Beide, Hartmann wie Reitzmann, waren unverheiratet.

„Sie machten am Telefon eine Andeutung, Ihre Sicherheit betreffend“, kam Hartmann zum Kern der Angelegenheit.

„Es geht weniger um die Sicherheit meiner Person als um die einer Sache. Ich habe meine Arbeit natürlich fortgeführt und bin bei der neuen Mikrobe, genannt D wie Dora, auf gewisse Fähigkeiten gestoßen, die mich... um nicht zu sagen ängstigen.“

„Darf man mehr erfahren?“ fragte der Stasi-General.

Der Biochemiker verneinte bedauernd.

„Nicht, daß ich Ihnen mißtraue, General“, sagte er, „im Gegenteil, ich sehe in Ihnen einen Freund. Sonst wäre ich nicht zu Ihnen gekommen. Über die außerordentlichen Fähigkeiten meiner Mikrobe D möchte ich dennoch nicht sprechen. Testmaterial ist niemandem zugänglich. Ich habe alles auf einem Mikrofilm zusammengefaßt. Die atomar-chemischen Strukturen, das Herstellungsverfahren, die Möglichkeiten der Anwendung. Nur ein exzellenter Biochemiker ist in der Lage, diese

wüste Formelei zu entziffern und auszuwerten. Davon gibt es auf der Welt nicht allzu viele. Trotzdem möchte ich, daß Sie das Material in Ihrem sichersten Safe versenken.“

Hartmann nahm ein flaches Stück Klarplastik entgegen, nicht größer als eine Rasierklinge, etwa fingerdick. Darin eingeschlossen war ein schwarzes Bündel, schmal wie ein Streichholz und halb so lang.

„Ist das alles?“ staunte Hartmann.

„In komprimierter Form, ja.“

„Die größte Entdeckung des Jahrzehnts“, äußerte Hartmann verwundert. „Gibt es Kopien davon?“

„Keine.“

„Und in Ihrem Labor? Protokolle, Notizen, Tagebücher von Tests und so fort.“

„Alles wurde von mir vernichtet.“

„Im Reißwolf?“

„Die Papierreste habe ich in Säure aufgelöst“, bekräftigte der Wissenschaftler lächelnd.

Hartmann verstand.

„Das Verfahren zur Gewinnung von Mikrobe D existiert also nur zweimal. Auf diesem Film und in Ihrem Kopf, Professor.“

„Aus meinem Kopf bringt es keiner heraus, und aus diesem Film, so hoffe ich, auch nicht. Ich gebe Ihnen den Film zu treuen Händen, General, und damit der Staatssicherheitsbehörde, für den Fall, daß mir etwas zustößt.“

„Einem verschwiegenen Mann wie Ihnen, Professor?“ zweifelte der General.

Reitzmann räumte ein, daß er körperlich wie geistig total fit sei, daß er Sport treibe, wenig rauche, vernünftig trinke und esse, aber man wisse ja nie.

„Zu viele Leute könnten sich für die *Dora* interessieren, wenn erst einmal etwas nach außen dringt.“

„Und Ihre Mitarbeiter?“ wollte der General wissen.

„Ich teilte die Versuche stets unter eine Reihe von Laboranten auf. Sie kennen jeweils nur ihren eigenen Sektor und sind nicht in der Lage, das Ganze zu rekonstruieren.“

Daraufhin ließ der General für Reitzmann eine Permit-Karte ausstellen und fuhr mit dem Professor per Lift in den Safekeller. Dieser bestand aus mehreren Abteilungen.

Vorn waren die großen Blechschränke mit den Dossiers und Magnetbändern der weltweiten Stasi-Organisation, des Agentennetzes et cetera. Dann kamen die Safes mit schon heißerem Inhalt, nämlich mit Personalakten. Ganz hinten, umgeben von meterdickem Stahlbeton, in einem Tresorraum mit so dicker Tür, daß sie die der Bank von England keine Schande gemacht hätte, standen die schweren Einzeltresore.

Vor dem Tresor mit der Nr. 22 blieb Hartmann stehen. Nur er allein kannte die Codes der drei Kombinationsschlösser.

Hartmann bat den Professor, beiseite zu treten, bis die Tür aufging. Dann legte er das farblose Gußteil aus Plexiglas zu ein paar anderen belanglos aussehenden Dingen. – Es handelte sich um Mikrochips der neuesten Bauart, einige dünne Handakten, eine Dose mit Super-8-Film und ein oder zwei Videokassetten.

„Mein Goldlager“, scherzte Hartmann, „meine Dollarreserve, meine Rückversicherung. Aber das, was Sie mir anvertrauen ist wohl... mehr wert.“

„Milliarden.“

„Hoppla!“ sagte der General. „Nun, hier ist es sicher.“

„Wie in Abrahams Schoß.“

„Ich würde sagen, Gottes Schoß ist eine unsichere Gegend gegen diesen Safe.“

Hartmann schloß den Tresor und sperrte ab. Dann gingen sie.

Sie sahen sich niemals wieder, denn das Schicksal nahm für sie beide, wie für die ganze DDR, einen völlig unerwarteten Verlauf.

X minus 18 Monate.

Im November 1989 fand die unblutigste aller deutschen Revolutionen statt. Wie mit Naturgewalt fegte sie das marode SED-Regime fort. Die Mauer, die Jahrzehnte lang beide Teile Deutschlands getrennt hatte, wurde niedergerissen.

In diesen Wochen des Umsturzes, der Säuberung und der Neuordnung – es war kurz vor Weihnachten – fand der Angestellte einer LPG an der Straße von Meißen nach Dresden, kurz hinter der Ortschaft Brockwitz, das Wrack einer älteren Volvo-Limousine.

Der Typ 244 war mit hoher Geschwindigkeit auf glatter Fahrbahn aus der Kurve geraten, auf einen Apfelbaum geprallt und von ihm wie eine Billardkugel von der Bande unter eine Brücke in ein Bachbett abgelenkt worden.

Als die Polizei kam, um den Unfall aufzunehmen, lag dieser schon mehrere Tage zurück. Der Fahrer des Volvos, ein hagerer Mann mittleren Alters, war inzwischen seinen Verletzungen erlegen und völlig steif.

„Er ist wohl zu schnell gefahren“, meinte einer der Vopos.

„An dieser Stelle passiert nicht mal Betrunkenen etwas. Außerdem beträgt die Promillegrenze in diesem Land noch immer null Komma null.“

„Ob sich auch alle an das Gesetz halten in diesem Land?“

Sie hatten dem Mantel des Toten die Papiere entnommen. Der Vopo-Kolonnenführer las:

„Professor Dr. Erich Reitzmann, Biochemiker. Berlin.“

„Verdammich, ist das nicht dieser gewisse Reitzmann?“

„Was für ein Reitzmann?“

„Humboldt-Universität.“

„Von mir aus.“

Der Vopo-Streifenführer wußte, wie man mit prominenten Unfallopfern umzugehen hatte. Da mußte mit großer Sorgfalt vorgegangen werden. Vielleicht lag auch mehr als nur ein Unfall vor. Zwischen Unfall und Mord gab es hundert Varianten.

Über Funk rief er die Spurensicherung aus Dresden herüber.

Die Rekonstruktion des Unfallhergangs ergab wenig. Glatt-eis kam in Frage, zu schnelles Fahren, Trunkenheit, die Einwirkung von Medikamenten, Übermüdung oder vielleicht doch etwas anderes. – Hatte man den Professor etwa verfolgt? – Der Kofferraumdeckel des Volvos zeigte eine angeschrammte Delle, die von einer Gewehr- oder Revolverkugel stammen konnte.

„Nacktes Blech. Zwei Zentimeter nackt“

„Und noch gar kein Rost.“

„Ein Ast, ein Stein, Berührung mit der Brücke vielleicht.“

„Ich sehe keine Holzreste und keinen Steinstaub.“

Das Protokoll wurde dementsprechend ausgefertigt

Man ermittelte, daß Dr. Reitzmann in Dresden Verwandte hatte. Sie wurden verständigt, um für die Bestattung der Leiche zu sorgen, sobald der Staatsanwalt sie freigegeben hatte.

In diesen Tagen verschwand auch der Stasi-General Jo Hartmann spurlos.

Sein Verschwinden hatte mehr Vernunftgründe als politische. General Hartmann, das konnten ihm Freund und Feind bestätigen, war immer ein Profi gewesen. Profis von internationaler Reputation bei Polizei und Geheimdienst waren nie Folterknechte, Henker, Mörder oder Verbrecher. Hartmann würde es jederzeit gelingen, von überall her, sei es vom KGB in Moskau, vom BND in München oder von der CIA in Washington, einen Persilschein zu bekommen.

Trotzdem zog er es vor, erst einmal abzutauchen.

Bei Revolutionen gab es zu viele Rächer, die unter dem Mantel einer neuen Ordnung ihre alten Rechnungen bezahlt haben wollten. Für sie stellte man besser keine Zielscheibe dar.

Im Januar bildeten sich ein neues Parlament und eine Zwischenregierung. In den Ministerien und Behörden der ehemaligen DDR wurde aufgeräumt. Mitunter nicht nur mit dem Besen, oft auch mit Hammer, Pickel und Preßluftbohrer.

Eine Gruppe von Fanatikern stürmte unter anderem die Zentrale des Staatssicherheitsdienstes. Dabei wurden mehr wichtige Akten vernichtet als gesichert.

Ein Kommando erreichte schließlich auch den Safekeller. Er wirkte aufgeräumt wie eine Bank, die am Freitagabend von den Angestellten für das Wochenende verlassen worden war.

Die Stahlschränke, die Safes und Tresore waren alle verschlossen. Aber jemand hatte den Safe mit den Schlüsseln entdeckt und aufgebrochen.

Ganz hinten, im sogenannten Bunker, der durch ein rundes abgestuftes Stahlschott von den übrigen Räumen getrennt war, standen an den Wänden lange Reihen von graugrünen Tresoren, alle von der gleichen Bauart.

Auch für diese Tresore gab es Schlüssel. Nur die Kombinationen kannte keiner. Um die Tresore zu knacken, würde man Experten holen müssen.

Schon der ersten Gruppe, die diesen geheimsten Raum des MfS betrat, fiel sofort eine Besonderheit darin auf.

Betrachtete man die beiden Tresorreihen links und rechts wie den Ober- und Unterkiefer im Gebiß eines Menschen, dann fehlte dem Gebiß ein Zahn. Die Reihe war an einer Stelle unterbrochen.

Dort, wo der fehlende Tresor einst gestanden haben mochte, sah man nur Spinnweben an der Wand und eine Zahl.

Es war die Zahl 22.

2.

X minus 20 Tage.

Der Interessent kam aus München. Er war etwa 180 cm groß, in den späten Dreißigern, athletisch gebaut, sonnengebräunt, hatte hellgraue Augen und eine üppige dunkelbraune Haartolle.

Er war nicht hochelegant, eher salopp gekleidet. Aber seinem Hemd, der dunkelblauen Gabardinehose, seinem Glenchecksakko und seinen Slippers sah man die Maßarbeit an. Der Hemdkragen war vielleicht sogar handgenäht.

Dieser Mann fuhr seit einigen Tagen durch die Toskana auf der Suche nach einem verträumten kleinen Landschloß mit Weinbergen und Olivenhain.

Die Objekte, für die er sich erwärmte, lagen in der Preisklasse um eine Milliarde Lire, was etwa eins Komma drei Millionen DM entsprach.

Ganz mittellos konnte er also nicht sein.

Seinem Automobil nach zu urteilen, war er es eher doch. Es handelte sich um ein ziemlich derangiertes BMW-Coupé des Typs 633 CSi, etwa halb so alt wie sein Eigentümer. Nicht eben mit dicken Beulen und Rost, aber vergammelt und mit einem ungeheuren Motorsound.

Die bildschöne Immobilienhändlerin – eine, wie sie vorgab, florentinische Contessa – versuchte bei dem Kunden einiges auf die Reihe zu bringen.

„Sie fahren ja wie Fangio, Signore.“

„Gott sei Dank, ich dachte schon, Sie sagen wie Stuck.“

„Wieviel Cavalli oder PS hat das Gerät?“

„Habe sie nie gezählt, Contessa. So von um zweihundertfünfzig aufwärts, je nach Laune.“

„Wessen Laune?“

„Autos sind Lebewesen, Contessa Irina“, erklärte der Kunde aus München.

Sie fuhren wie jeden Tag von Florenz hinaus ins Land über Berg und Tal, durch kleine Städte und Zypressenalleen entlang.

„Warum hat dieses Geschoß keinen Spoiler?“

Der Kunde – er hatte ein stetes Lächeln um die Mundwinkel – fragte:

„Spoiler, was ist das bitte?“

„Diese Bretter hintendrauf.“

„Ach, Sie meinen die Pißbrinnen am Heck.“

Sie sprach Deutsch, doch weniger gut als Italienisch. Also fragte sie:

„Pißbrinne, was ist das?“

Der Kunde, gar nicht verlegen, deutete auf ein Haus, genauer auf dessen Dachrand mit dem Wasserablauf.

Da lachte die Contessa mit ihrer rauben italienisch dunklen Stimme.

Am Vormittag besichtigten sie das Landgut eines verarmten Adligen. Er war sehr freundlich, ließ sie von seinem Wein kosten und führte sie durch Palazzo und Park. Der Kunde war sehr angetan.

Als sie sich verabschiedet hatten und zum Wagen gingen, sagte die Contessa:

„Er will zwei Millionen Mark. Übersteigt das Ihre Verhältnisse?“

„Nicht, wenn es mir gefällt.“

„Gefällt es Ihnen?“

„Weiß ich noch nicht.“

„Wann gefällt es Ihnen vielleicht?“

„Ich muß erst drüber schlafen.“

„Über alles“, zerlegte sie seine Antwort, „müssen Sie über alles erst schlafen? – Wir können den Kaufpreis auch finanzieren.“

„Danke, das ist unnötig.“

„Sie werden bar bezahlen?“

„Wenn, dann nur cash.“

„Dann kann man über den Preis noch reden.“

Wenige Schritte vor dem betagten Coupé stolperte die Contessa. Vielleicht war es ein Stein, vielleicht aber auch Absicht. Jedenfalls verlor sie die Balance und hing mit einemmal an seinem Hals. Sie blickten sich in die Augen, die hellen in die dunklen. Dann küßte sie ihn spontan, wenn auch nur flüchtig.

Danach war sie über sich selbst erstaunt.

„Scusi“, sagte sie.

„Verzeihung“, fragte er, „warum?“

Ihr Mund war weich und schmackhaft wie eine reife Kirsche gewesen.

Sie fuhren weiter durch den sonnigen Maitag.

„Welchen Beruf üben Sie eigentlich aus, Dottore?“ fragte sie auf der Straße nach Siena.

„Ich bin Erbe“, log er.

„Wovon?“

Was sollte er sagen? Daß er nichts als altfränkische Sparsamkeit geerbt hatte, die in dem Grundsatz gipfelte: Viel verdienen und nie etwas ausgeben. – Sollte er ihr von seinem Job erzählen, der gut und gern soviel einbrachte wie ein Ministerposten in Bonn? – Aber zu welchen Bedingungen! – Wo sollte er anfangen und wo aufhören? Sie würde ihm kein Wort glauben.

„Erbe wovon?“ fragte die Contessa noch einmal.

„Einer Eiscremebude am Nordpol.“

„Oder Wursti con Krauti.“

„Würstchen mit Kraut“, sagte er, „verkaufe ich auch.“

Offenbar befaßte sie sich mit ihm nur kundenmäßig. Gestern hatte sie gefragt, weshalb er gerade auf die Toskana käme. Die Toskana sei doch total out in den letzten Jahren.

„Ich lebe antizyklisch“, hatte er gesagt. „Was für andere vorbei ist, fängt für mich gerade an. Als alles nach St. Tropez fuhr, da fuhr ich schon wieder nach Rüdesheim am Rhein. – Oder so.“

„Ein Aussteiger also.“

Sie kannte sogar das deutsche Wort dafür. Vermutlich hatte sie es aus einem Magazin wider den Zeitgeist.

„Aussteigen ist auch schon von vorgestern, Contessa Irina.“

„Und Ihr Traum von heute, Roberto, wo führt er hin, welche Farbe hat er? Etwa grün?“

„Rosarot“, sagte er, weil er Pink von Herzen haßte.

Er wollte nicht darüber reden. Aber da machte sie eine Bemerkung, die ihm gefiel.

„Ich mag Typen wie Sie. Immer gegen den Strom, gegen den Strich, tough, aber herzlich.“

Deshalb fing er damit an, sein Herz zu erleichtern. Zwar nur um wenige Gramm, aber immerhin.

Im Grunde lief es darauf hinaus, daß er seine Welt satt hatte. Nichts wie weg. Von all dieser Verlogenheit, Verkommenheit, dem Der-Zweckheiligt-die-Mittel-Denken. Von Problemen, die damit endeten, daß sich der Hund in den Schwanz biß und einen Kreis bildete, in dem es immer nur hieß: suchen, finden, jagen, töten. – Er war kein Jäger. Es waren nicht seine Kriege. Alles würde er hinschmeißen, wenn er hier das Stück Mauer und Erde fand, das zwar auch nichts Neues war, aber etwas anderes.

Er drehte das Radio an. Irrsinnsrock hämmerte durch die Gegend. Er schaltete wieder ab.

In der Ebene über einem flachen Hügel tauchte der Campanile einer Kleinstadt auf und daneben die Zinnen eines Castellos.

„Sinistra!“ rief sie. „Links!“

Urban bog auf eine gerade Schotterstraße zwischen uralten

Zypressen ab. Sie führte durch eine Senke auf eine Anhöhe zu.

Die Benzinuhr rutschte auf Reserve. Er klopfte mit dem Fingernagel gegen das Glas.

„Ist nicht mehr weit“, sagte die Contessa.

Es war ein uralter Palazzo in einem ummauerten Park. Mehr war nicht zu sehen. Sie rollten durch das Tor. Drinnen blühte alles.

Urban fuhr bis vor den Palazzo. Sie blieben noch eine Weile sitzen. Urban schaute sich den Besitz an. Dann wanderte sein Blick zu dieser Frau hin. Sie trug ein weißes Leinenkleid mit breitem Ledergürtel. Es war kurz und tief aufgeknappt. Man konnte vom Vesuv bis zum Schiefen Turm von Pisa blicken. Von oben bis unten durch.

Und welch ein Parfüm! Ein Duft von Meer, Erde und dem Rauch von alten Weinstrünken im Kamin.

Zwischen ihnen baute sich eine merkwürdige Spannung auf.

Sie verflog, als dicke Tropfen auf die Frontscheibe des BMWs klatschten. Sie stiegen aus und liefen über die zerfallene Freitreppe zur Terrasse.

Der bittere Geruch, der ersten Tropfen im Staub stieg auf.

Die Contessa öffnete eine der Fenstertüren. In der riesigen Halle mit den Marmorböden, dem Marmorkamin und den Marmorsäulen drückte sie die Läden auf. Licht fiel herein.

Urban steckte sich eine MC an und betrachtete Contessa Mna.

Sie stand da und ließ es sich gefallen.

Sie hatte schwarzes Haar, schwarze Augen, zartbraun getönte toskanische Haut, nackte braune Beine in hochhackigen Schuhen. Wenn sie sich bewegte, sah man unter dem straffen Leinen nicht nur einen Vesuv, sondern zwei – ihre Brüste, klein und mit dunklen Spitzen.

„Ist es das?“ fragte sie, weil er verwirrt zu sein schien.

„Ja, könnte hinkommen.“

„Das Objekt oder...“

„Ja, oder“, bestätigte er.

Sie trat näher mit wiegendem Hüftgang, so lässig und cool, als wollte sie ihm nun die Bibliothek, die Küche und die Badezimmer zeigen. Doch mit einemmal lagen sie sich in den Armen.

„War es so gemeint?“

Sie preßte sich fest an ihn.

„Genau so“, sagte er.

Sie war wie eine doppelschneidige Klinge. Die eine Seite war Gefühl pur, die andere Geschäft pur. Sie rieb ihren Körper an ihm und sagte:

„Dieses Landgut ist ein wenig heruntergekommen.“

„So wie ich auch, Contessa.“

„Es hat aber Substanz.“

„So wie wir beide, Contessa.“

Sie atmete schon tiefer.

„Hundert... Hektar Wein und... und Oliven... Quellen... Brunnen...“

„Die inneren Werte nicht zu vergessen. Die historischen Reize.“

Sein Herz begann zu pochen. Sie wollte weiterreden, da unterbrach er sie.

„Erzähl keine langen Geschichten, Cara mia!“

Sie befreite sich aus seinen Armen, aber nur, um sich dann vom Leinen des Kleides zu befreien. Die Knöpfe sprangen fast von selbst auf.

Sie trug wenig darunter. Einen Minislip. Der flog weit weg, ebenso die Schuhe.

Ihre Haut war glatt, zartbraun und so fehlerlos, als hätte nur die Sonne sie berührt und nichts sonst.

Er sah, wie ihre Augen nach einer Unterlage für ihre Körper

suchten. Aber die Möblierung war äußerst spärlich. So streckte sie sich auf den Marmorboden. – Sie war eine wundervoll weiche Polsterung. Und sie wußte, wo es langging.

Ihre Beine lagen aufeinander und rieben sich aneinander. Ihre Brüste und ihr Bauch zitterten unter seiner Berührung. Während ihre Augen unnatürlich groß wurden, öffnete sie die stämmigen Schenkel. Er faßte dazwischen, und sie tastete nach seinem Glied.

Schon nach wenigen Takten verfielen sie in einen gemeinsamen Rhythmus. Piano, crescendo, forte. Ihr Atem wurde zum Keuchen, zum Stöhnen, zu wollüstigen Flüchen, Worte, die nur ein Florentiner verstand, zu einem herausgepreßten „Si, si, si!“, zu einem gedehnten Schrei, der durch den Palazzo hallte.

Dann war sie am Ende der Skala angekommen – aber nicht für lange. Noch zweimal bis zur Erschöpfung erkletterten sie die Anhöhe mit dem Blick ins paradiesische Land. – Dann war die Contessa eingeschlafen.

Urban tastete nach seinen Zigaretten, steckte sich eine Goldmundstück-MC an. Dann ging er in eines der Bäder.

Es tröpfelte kalt aus der Brause. Aber kalt war gut, und was aus der Leitung kam, war ausreichend.

Er vernahm ein Geräusch und dachte, es käme von der Wasserpumpe, die im Keller angesprungen war.

Er kleidete sich an. Die Pumpe rattete noch immer. Doch er achtete nicht weiter darauf.

Die Contessa – Irma de Santis oder so ähnlich war ihr Name – lag zusammengerollt wie ein Fötus auf der Seite.

Urban trat hinaus ins Freie.

Der Regen hatte aufgehört.

Im BMW hatte er noch die Reiseflasche, frisch gefüllt mit Bourbon.

Doch nicht nur der BMW stand da, sondern etwas ziemlich

Störendes. Das Geräusch war also doch nicht von der Wasserpumpe gekommen.

Inmitten der Brunnenfiguren, Statuen und Putten aus grauem verwittertem Stein stand ein technisches Gerät. Häßlich wie ein Insekt, von dem nur das Skelett und die riesigen Augen übriggeblieben waren – ein Hubschrauber.

Es war die italienische Variante der Alouette, wie sie hier von der Armee geflogen wurde. Der Hubschrauber trug auch die Hoheitszeichen der Armee.

Neben dem Hubschrauber standen zwei Männer. Der eine, in Uniformhose und Lederjacke, hatte noch die Kopfhörer um den Hals. Der Pilot also.

Den anderen, ein Zivilist im Trenchcoat, kannte Urban. Er sah aus wie Mastroiani mit Vierzig, nur etwas verwegener und verhaener. Das war Major Strega vom SISMI in Rom.

Was, zum Teufel, wollte der Spaghetti-Geheimdienst von ihm, und wie kamen sie hierher? Nasen hatten diese Burschen wie Schmetterlinge zur Paarungszeit.

Als Major Strega auf Urban zuing, setzte auch Urban sich in Bewegung.

„Amico Dinamite!“ rief der Italiener. „Stört man?“

„Verflucht, ja! E non solo un po’.“

„Ich bin absolut untröstlich“, erwiderte der SISMI-Major grinsend. „Aber ich führe nur eine Order aus.“

„Order?“ mißtraute Urban der Sache. „Ihr erfüllt also einen dringenden Wunsch meiner Operationsabteilung in München. Stimmt’s?“

„Der Draht lief wohl von Padrone zu Padrone. Von eurem Präsidenten zu unserem Admiral. Und es gibt offenbar Situationen, da kann man sich dringenden Wünschen eines befreundeten Nato-Dienstes nicht entziehen.“

Der Italiener reichte Urban sein Zigarettenpäckchen. Er rauchte schwarze Diana. Nicht Urbans Marke, und außerdem

war ihm nicht nach einer Zigarette.

Urban ging zu seinem Coupé, nahm einen tüchtigen Schluck aus der Bourbonflasche und sagte dann:

„Wie habt ihr mich gefunden?“

„Keine Ahnung“, gestand der Kollege. „In deinem Hauptquartier wußte wohl einer, mit wem du hier verabredet bist.“

Der Rest war kein Problem gewesen. Sie hatten mit der Firma der Contessa telefoniert und den Hubschrauber losgeschickt. – Aber warum den Hubschrauber?

Urbans Rückenmuskeln versteiften sich, und die Haut wurde rau, als würde er am heilichten Tag frieren.

Sie hatten ihn gesucht und gefunden und einen SISMI-Hubschrauber losgeschickt, um ihn zu holen. Das alte Spiel. – Also mußte etwas vorgefallen sein.

Ein neuer Scheißjob. Irgendeine von den verdammten Sachen, aus denen er sich in Zukunft hatte heraushalten wollen, weil sie doch immer nur in fragwürdigen Kompromissen endeten. Er hatte echt keine Lust mehr, für Fälle ohne wirklich unanfechtbare moralische Ausgangslage den Kopf hinzuhalten.

„Bist du bereit?“ fragte Major Strega.

„Ich hole nur noch mein Jackett.“

„Seit wann sagt man Jackett dazu?“ bemerkte der Italiener anzüglich. „Was darf ich durchfunken?“

„Daß ich Pfingsten in München bin.“

„Uhrenvergleich“, schlug Strega vor.

„Gleich Kaffeezeit.“

Danach ließ sich keine Uhr stellen. Kaffeezeit war in Italien immer.

„Bis Mitternacht“, sagte Urban. „Morgen.“

Als der Helikopter abgezwitchert war, ging Urban wieder hinein in das alte toskanische Landschloß, wo die Contessa noch immer schlief.

3.

X minus 19 Tage.

Die grellbunten Plakate hingen an allen Litfaßsäulen von Berlin, aber ganz besonders vor dem Friedrichstadt-Palast, Friedrichstraße Nummer 107.

Sie kündigten eines der großen Showereignisse des Jahres an: eine glitzernde swingende Revue.

Broadwaymelodien 1938. Mit Songs von Cole Porter, Rogers & Hammerstein und Gershwin. Dargeboten von Chor, Ballett, einem 45-Mann-Orchester und dem Star der Stars: Linda Braun.

Jeden Abend um 20.00 Uhr brauste der Broadwayexpress über die Riesenbühne. Am Sonntag gab es auch eine Nachmittagsvorstellung.

Heute war Sonntag. 22.45 Uhr. Der letzte Vorhang nach der Abendvorstellung war gefallen, die Künstler waren zum Umfallen kaputt.

In ihrer Luxusgarderobe – sie war doppelt so groß wie die des männlichen Stars und sechsmal größer als die einer Tänzerin – warf Linda Braun sich auf die Liege.

„So was von fertig!“ stöhnte sie. „Aber total.“

Die Garderobiere half ihr aus dem Kostüm, einem engen Schlauch aus schwarzer Seide mit Pailletten und Straß bestickt.

Die Primadonna assoluta lag apathisch da und bat um eine Zigarette.

„Deine Stimme, Liebling, denk daran!“

„Ist mir egal.“

Sie rauchte und verlangte noch einen Cognac.

„Vor der Vorstellung einen“, warnte die besorgte Gardero-

biere, „zwischen den Akten einen, und hinterher geht es erst richtig los. Das ist zuviel, Liebling.“

„Es sind mein Körper, mein Leben und meine Angst. Oder?“

„Wovor hast du Angst?“ fragte die alte Dame mit den grauen Löckchen. „Du bist schön, ganz oben, und nach der neuen Tournee kommt Hollywood.“

„Sie machen dir alles kaputt. Die Knochen und die Seele.“

„Aber sie zahlen gut dafür. Auch andere Menschen schinden sich halbtot, verdienen aber nur einen Pfennig, wenn du einen Dollar machst.“

Die Diva lag da, jetzt nackt bis auf ein Minimum, unfähig, unter die Dusche zu gehen.

„Was ist das für ein Lärm draußen?“ fragte sie aufhorchend.

„Das Publikum tobt noch immer.“

„Von mir aus.“

„Sie rufen nach dir. Da capo, Linda! Da capo!“

Mühsam richtete sie sich auf und betrachtete sich im Spiegel mit den dreimal acht Lampen rings um den Rahmen.

Okay, die Schöpfung war freundlich zu ihr gewesen. Sie war groß, schlank, naturblond, hatte Zähne wie aus dem Lehrbuch für Dentalmedizin und ein Profil, bei dem man in die Knie sinken konnte. Mund, Wangen, Kinn, die Augen, alles wunderschön. Die Stirn hätte vielleicht etwas höher sein können.

Mit den Medien war sie auch im reinen, wenn man von den arroganten britischen Zeitungsschreibern absah, die sie einen deutschen Oberst oder auch Jung Siegfried aus Sachsen nannten. Heute allerdings sah sie mies aus: Schatten unter den Augen, Linien von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln kündigten Falten an.

„Was ist mit dir los, Liebling?“ fragte die Gaderobiere besorgt.

„Was soll los sein?“

„Das Dancing im zweiten Akt, ich meine die Parodie auf

Singing in the Rain, das war wie von einem... wie nennt man diese Maschinenmenschen?“

„Roboter.“

„Ja, wie von einem Roboter getanzt. Perfekt, aber ohne Herz, ohne Ausstrahlung, nur einfach runtergehopst.“

Linda Braun schminkte sich mit Creme ab, ging duschen, kam aus der Dusche, ließ sich abfrottieren und fragte:

„Hat Jo sich gemeldet?“

„Du weißt, daß er sich nicht gemeldet haben kann“, sagte die Garderobiere.

„Warum?“

„Weil ich dir aus den Kulissen ein Zeichen gegeben hätte.“

„Wo mag er sein?“

„Du weißt doch, er hält sich wieder mal versteckt.“

„Er hält sich nicht versteckt. Er zeigt sich nur nicht überall herum. Nach all diesen Ereignissen.“

„Ist ja erst drei Tage her.“

„Fünf Tage.“

„Na schön, eine Woche.“

„So eine lange Zeit ist noch nie verstrichen. Nicht einmal während der Novemberrevolution.“

„Vielleicht ist er krank.“

„Ein Bursche wie Jo – niemals!“

Die Garderobiere reichte Linda Braun das Telefon hin.

„Los, ruf an, Baby!“

Sie zögerte erst, dann tat sie es.

Sie hatten ausgemacht, daß sie sich nicht auf die Nerven gehen wollten. Aber nach spätestens zweiundsiebzig Stunden hatte sich stets der eine beim anderen gerührt.

Sie hatte die Nummer seiner Privatwohnung am Griebnitzsee in Babelsberg. Sie wählte. Wartete. Freizeichen.

Niemand hob ab. Wie schon am Freitag, am Sonnabend und heute vormittag.

„Ich fahre zu ihm“, entschied Linda Braun kurz entschlossen.

Doch die Garderobiere sagte:

„Du weißt, daß er das nicht will, Liebling.“

„Ist mir egal.“

„Dich kennt doch jedes Kind in Berlin. Die Reporter verfolgen dich. Sie hängen sich an deinen Porsche wie Rüden an eine läufige Hündin.“

„Ich nehme ein Taxi“, entschied sie.

„Dann würde ich mich erst mal verkleiden.“

Linda Braun starrte in den Spiegel.

„Wozu bin ich Schauspielerin?“

Linda Braun hatte die schwarze Perücke übergezogen, die sie auf der Bühne trug, wenn die Südseenummer aus Hawaii Islands kam. Kopftuch und Brille machten sie noch weiter unkenntlich.

Sie hatte dem Taxifahrer die Straße in Babelsberg genannt. Er gondelte sie quer durch Berlin, nahm den schnellsten Weg, was jetzt, nach dem Fall der Mauer, kein Problem mehr war. Promenadenplatz – Schöneberg – die Stadtautobahn nach Steglitz – Dahlem – Wannsee. Dann in Kohlhasenbrück zum Griebnitzsee.

Es war ein altes, pompöses Haus. Im Baustil der Epoche hatte es den Krieg unbeschadet überstanden. Man hatte nur Lift, Heizung und noch einiges erneuert.

„Noch um den Virchow-Bogen“, sagte Linda Braun zu dem Fahrer, „dann halt!“

Das Haus lag schräg gegenüber. Links die Häuserzeile, rechts ein paar Bäume, dann das Ufer des Sees.

„Einsame Gegend“, warnte der Fahrer, als er abkassierte.

„Ich kann Judo.“

„Weiß nicht, Gnädigste, aber Sie erinnern mich an jeman-

den. Ich komme bloß nicht drauf.“

Er schrieb die Quittung und gab auf den Fünfziger heraus. Plötzlich fiel es ihm ein.

„Richtig! Sie erinnern mich an das blonde Gift im Friedrichstadt-Palast. Mit den langen Beinen, die kein Ende nehmen. Linda Bauer.“

„Braun“, verbesserte sie ihn. „Ich wollte, ich wär’ es.“

Rasch stieg sie aus.

Sie wartete, bis das Taxi weg war. Dann ging sie zu der dunkelgebeizten Eichentür.

Der ganze Block hatte früher dem Ministerium für Staatssicherheit gehört. Nur hohe Funktionäre besaßen Wohnungen dort. Viele hatten sich empfohlen.

Jo hatte die Wohnung behalten. Sie lief unter seinem Decknamen Joseph Degenhardt. Beruf: Immunologe an der Charité.

Im ganzen Viertel hielten sie ihn für einen Arzt. Niemals war durchgesickert, wer er wirklich war.

Linda besaß leider keinen Schlüssel. Sie läutete bei der Hausmeisterin.

Die meldete sich mürrisch in der Sprechanlage.

Linda wußte, wie man mit solchen Leuten spätnachts umging.

„Ich muß zu Professor Degenhardt.“

„Er ist nicht da.“

„Ich muß in seine Wohnung. Ich bin seine Schwester.“

„Da kann jeder kommen. Gute Nacht! Morgen früh ist wieder Parteienverkehr.“

„Würde ein Hunderter etwas daran ändern?“ fragte die späte Besucherin.

Erst war Pause. Dann ein Husten.

„Ja, der ändert was dran.“

Minuten verstrichen.

Licht ging an. Der Schatten der Hausmeisterin war in der dicken Kathedralglasscheibe zu erkennen. Sie sperrte auf, öffnete aber nur einen Spalt.

„Erst den Blauen! Bin schon zu oft reingelegt worden.“

Linda Braun schob ihn durch. Dann wurde die Tür geöffnet.

„Aber nur fünf Minuten.“

„Ich warte auf meinen Bruder, ob es Ihnen paßt oder nicht.“

Die Concierge wollte mit hinauffahren.

„Geben Sie mir den Schlüssel!“ forderte die Frau im saffianledernen Jeansanzug und holte noch einen Fünfziger aus der Krokotasche, die sie an einer goldenen Kette um die Schulter trug.

„Ich lasse Sie allein“, sagte die Hausmeisterin.

„Ist mir am liebsten so“, sagte die späte Besucherin.

Die Vierzimmerwohnung war verwüstet, als wäre ein Tornado durchgezogen. Nicht einmal den Wintergarten hatte man verschont.

Sprachlos stand Linda Braun inmitten des Chaos.

Neben dem Kamin lag eine Fotografie im Silberrahmen. Sie kannte das Foto nur zu gut. Es zeigte zwei Männer – Jo und seinen besten Freund – und trug die Unterschrift: *J. und B. in besseren Zeiten.*

Zwei außergewöhnliche Männer. Beide waren schon Legende. Nur eines war überholt: Die Zeiten waren heute besser als damals.

Sie stellte das Foto zurück, wischte die Glasbrösel des Spiegels weg, stieg über die Polster und die Stehlampe, die zerrissenen Bücher, die Flaschen, deren Inhalt sich in allen Farben auf dem Teppich verbreitet hatte und einen Geruch hinterließ wie in einem Offiziersbordell.

Die Leute, die vor ihr da gewesen waren, hatten die Wohnung zweifellos professionell durchsucht. Sie hatten die

Schränke geöffnet, alle Schubladen geleert. Sie hatten eines der zwei Telefone demontiert und den Safe gesprengt.

Der Safe war leer. Sein Inhalt lag am Boden.

Geld und Goldmünzen hatten sie nicht interessiert. Offenbar ging es ihnen um etwas Wertvolleres.

Linda Braun befaßte sich nicht mit dem Inhalt. Jos Geschäfte hatten sie nur wenig interessiert.

Im Arbeitszimmer hing noch das Foto, das Jo in Generalsuniform zeigte. „Nimm es ab!“ hatte sie ihm geraten.

„Wozu?“ hatte er gefragt. „Jeder weiß, wer ich war und wer ich bin. Ich habe nichts zu verbergen. Okay, ich war in der Partei, aber ich habe für den Weltfrieden gekämpft. Wie und wo auch immer.“

Sie nahm das Foto von der Wand. Sie mochte diesen Mann. Sogar sehr. Ob es Liebe war, das konnte sie nicht beantworten. Eine Frau wie sie hatte viele kleine Beziehungen gehabt. Doch es hatte nur eine große Liebe gegeben. Eine leider unerfüllte.

Sie blickte das Foto an, dachte an Jo, verspürte aber nicht den Wunsch, sein Foto zu küssen.

Sie hängte das Foto wieder an die Stelle, wo es hängen sollte. Da entstand hinter ihr ein Geräusch, als würde eine Katze eine Vase umstoßen.

Sie erschrak und fuhr herum. Es war keine Katze. Es war niemand – wenn man einen Schatten an der Wand als nichts bezeichnen konnte. Aber bewegliche Schatten rührten von beweglichen Körpern her.

Plötzlich wurde sie von hinten gepackt.

„Du bist Linda Braun“, zischte jemand.

Gleichzeitig wurde ihr etwas Weiches an Mund und Nase gepreßt. Watte, getränkt mit süßlich stinkender Flüssigkeit. Ob sie wollte oder nicht, sie mußte das Narkosemittel einatmen.

Das Chloroform wirkte binnen weniger Sekunden.

Die Bewußtlosigkeit kam in Wellen. Einmal war sie noch klar, dann wurde es tiefschwarz um sie. Sie spürte, wie sie fiel und wie sie dalag. Dann zuckte grelles Licht aus einer Fotolampe oder aus einem Elektroblickgerät. Sie glaubte, eine Kamera klicken und zwei Männer sprechen zu hören.

„Schönes Weib.“

„Ein Knüller der Schöpfung.“

„Sie ist seine Geliebte.“

„Sie war es!“

„Linda Braun und General Jo Hartmann. Feine Paarung.“

„Wo die Liebe hinfällt.“

„Und warum fällt auf uns nur die Liebe von Tippsen oder Nuten?“

„Das liegt am Job, Mann.“

„Ist Pressefotograf so mies?“

„Fotograf nicht. Aber was du sonst noch so treibst, Junge.“

„Und was treibe ich, bitte?“

„Esel, die Geld scheißen.“

„Idiot!“

„Laß uns abhauen, Mann!“

„Erst mal sehen, ob es sich lohnt, was mitzunehmen.“

„Nur die blonde Puppe würde sich lohnen.“

„Die ist mir zu heiß.“

Bevor sie gingen, schlug einer der beiden ein Kreuz über Linda Braun.

„Hat sich trotzdem gelohnt, Gnädigste.“

„Jetzt hätte ich Lust, einen hinter die Binde zu gießen.“

„Machen wir.“

Dann suchten sie das Weite.

Das Telefon schrillte wie besessen. Es läutete lange.

Aber Linda Braun hörte es nicht. Sie lag in Vollnarkose.

4.

X minus 18 Tage.

„Wir waren noch in Syrien zusammen“, erinnerte sich der BND-Agent Nr. 18, Robert Urban, „und holten tausend Uno-Blauhelme aus dem Dreck.“

„Wann war das?“

„Na ja, ist schon ein paar Monate her.“

„Und jetzt ist Hartmann futschikato.“

„Ein Mann wie der geht nicht ohne den Gesang von Engelschören über den Jordan“, bemerkte Urban sarkastisch.

Sie hatten es ihm nicht gleich vierkant in den Magen geboxt, sondern behutsam und mit Anlauf.

Erst hatten sie ihm Fotos vorgelegt.

Eines davon zeigte Urban und General Hartmann im Kreis israelischer Geheimdienstkollegen irgendwo auf den Golanhöhen. Ein anderes war auf der Yacht eines arabischen Ölscheichs vor der Küste des Roten Meeres aufgenommen worden.

„Ist das der Exgeneral Jo Hartmann?“ versicherte der Operationschef des BND sich noch einmal

„So wahr ich der andere bin.“

„Ich hatte noch nie das zweifelhafte Vergnügen, Hartmann persönlich zu begegnen.“

„Was ist zweifelhaft daran?“ wollte Urban wissen.

Er mußte den Alten ja auch täglich ertragen.

Sie gingen in den Filmvorführraum, nahmen in den bequemen Kinosesseln Platz. Das Licht verlosch. Einige Meter Videoband, zusammengeschnitten aus Fernsehberichten, wurden auf die Leinwand projiziert.

Sie zeigten eine Einheit der NVA, der Nationalen Volksarmee der DDR, beim Vorbeimarsch im Stechschritt. Auf der Tribüne, in der Reihe hinter Honecker und anderen SED-Bonzen, stand einer mit mißmutigem Gesicht: Jo Hartmann.

Gleich kam ein anderer Film, der erst in diesem Jahr von einem NDR-Team gedreht worden war. Es handelte sich um den Großen Zapfenstreich einer DDR-Panzerdivision am Tage vor ihrer Auflösung, beziehungsweise ihrer Übernahme durch die Bundeswehr. – Auch hier war Hartmann zugegen. Diesmal aber schon abgerüstet, nicht mehr als Stasi-General, sondern in Zivil.

Noch ein paar Filmschnipsel folgten. Hartmann als Gast bei einer Staatsjagd in der Schorfheide. Hartmann, wie er die Botschaft der DDR in Rom verließ. Hartmann als Begleiter des DDR-Staatschefs auf einer Auslandsreise in Kanada.

Als das Licht wieder anging, fragte Urban:

„Was soll das? Ich kenne ihn besser als jeder andere im Nato-Bereich.“

„Ich weiß, Sie waren befreundet“, äußerte Sebastian, wie stets in Bezug auf Hartmann herablassend.

„Warum waren? Nur, weil Hartmann sich für ein paar Tage der Dauerbeobachtung entzogen hat?“

„Nein, noch aus anderen Gründen“, erklärte der schmerzbäuchige, dackelgesichtige Operationschef.

Im selben Moment schwang die Tür auf. Der Vizepräsident stürmte herein, eilig und gehetzt wie stets.

Er rief:

„Urban! Gut, daß Sie da sind! Suche Sie überall. Was sagen Sie nun?“

„Zu dem vorliegenden Material gibt es nichts zu kommentieren.“

„Und dazu?“

Der BND-Vize, britisch wie ein Lord, aber von der Mentalität eines pommerschen Landedelmannes, reichte Urban eine zusammengefaltete Zeitung.

„Sie kam eben aus Berlin. Per Kurier.“

Wenn man sie aufschlug und nur die obere Hälfte der Titelseite überflog, wußte man schon alles.

Das Foto links zeigte eine Frau, auf einem Perserteppich zwischen einem Sessel und einer umgestürzten Vase am Boden liegend. Das Gesicht war deutlich zu erkennen. – Die Fettzeile lautete:

Revuestar – Geliebte von Stasi-General im Drogenrausch!

Urban überflog den Spaltentext und reichte dem Vize das Boulevardblatt kopfschüttelnd zurück.

„Zweifel?“

„Nicht über die Person. Es ist Linda Braun.“

„Hartmanns Freundin?“

Auch dies konnte Urban nur bestätigen. Er schränkte allerdings ein:

„Aber sie nahm nie Drogen. Nicht mal Tabletten gegen Kopfschmerzen oder Zahnweh. Vielleicht mal ein Glas Champagner.“

Oberst a. D. Sebastian brummte tief in das Doppelkinn:

„Wie kam es dann zu dieser Aufnahme?“

„Keine Ahnung.“

„Ein prominenter Revuestar legt sich nicht nur aus Publicity gründen so hin.“

„Wohl kaum“, sagte Urban. „Offenbar ist Gewalt im Spiel. Man will sie unter Druck setzen.“

Die Zeitung war von heute morgen. Sie hatten Urban aber schon seit Tagen gesucht und ihn sogar dringend ins Hauptquartier gebeten. Die Hartmann-Sache mußte also schon einige Zeit anhängig sein.

„Wer informierte uns, daß General Hartmann verschwunden ist?“ fragte Urban.

Der Vize blickte erst Sebastian an, dann gab er mit einem verschwörerischen Lächeln die Quelle preis.

„Die Nachricht kommt aus Moskau.“

„KGB?“

„General Krischnin. Er wollte Sie sprechen. Weil wir ihn nicht weiterverbinden konnten, ließ er an Sie übermitteln, daß sie Ihren gemeinsamen Freund aus der Gruppe der unbesiegbaren vier – wobei hinter dem vierten für mich ein Fragezeichen steht – also daß sie Jo Hartmann aus den Augen verloren hätten.“

„Dann hatte man also ein Auge auf ihn.“

„Wer noch?“ fragte der Vizepräsident. „Wir, die Russen... wer noch?“

„Sie können tausend Augen auf Hartmann haben. Wenn er genug hat, hat er genug und macht sie alle blind.“

Sie erörterten die Lage bis in Einzelheiten. Dann forderte der BND-Vize:

„Nehmen Sie seine Spur auf, Urban!“

„Aber doch wohl nicht aus unendlicher Liebe und Zuneigung des BND für einen Stasi-General.“

Auf dem Weg aus dem Vorführraum gab der Vize zum besten, was er bisher für sich behalten hatte.

„Hartmann war vermutlich einer der größten Geheimnisträger der DDR. – Er hatte Zugang zu allen Top-Akten. Was immer sie auch enthalten mochten, die heißesten davon lagen in einem bestimmten Safe, nämlich in dem Tresor Nummer zweiundzwanzig im Tresorkeller der Hauptverwaltung des Ministeriums für Staatssicherheit in Berlin.“

„Wir haben auch solche Tresore“, bemerkte Urban ironisch.

„In der Tat“, räumte der Vizepräsident ein, „nur sind unsere Safes noch an Ort und Stelle. Der Berliner Tresor Nummer zweiundzwanzig fehlt aber.“

„Ausgerechnet der Zweiundzwanziger?“ staunte Urban.

„Und nur der.“

„Ist das sicher?“

Oben im Büro des Vizepräsidenten bekam Urban Einblick in die noch dünne Akte.

Darin lag das Foto eines Raumes, aufgenommen durch eine runde mehrstufige Panzertür. Den Raum säumten auf beiden Seiten Reihen von Tresoren. Einer davon fehlte. Nur einer. Die Vergrößerung zeigte die Zahl 22 an der Wand.

Agent Nr. 18 hatte zwei Dinge zu suchen: General Hartmann und den Berliner Tresor. Aber in erster Linie den Tresor.

Für ihn war jedoch Hartmann vorrangig.

Deshalb rief er den KGB in Moskau an.

Bei der Zehntausend-Mann-Behörde war auch ein hoher Funktionär wie General Igor Krischnin nicht auf Anhieb zu bekommen. Urban erwischte mit Mühe seinen zweiten Sekretär. Den schärfte er durch passende Worte.

„Wann erreiche ich Krischnin?“

„Der Genosse General weilt in Sibirien“, hieß es.

„Aber Sie haben Kontakt?“

„Den üblichen.“

„Schön. Richten Sie ihm aus, Urbanski erwarte dringend seinen Rückruf!“

„Unter welcher Nummer?“

„Die ist ihm bekannt. Danke!“

Urban versuchte, solange er in Pullach war, erreichbar zu bleiben. Als er über Grünwald durch die Stadt nach Schwabing fuhr, blieb sein Autotelefon stumm. Zu Hause vergingen

die Whiskystunde und die Dinnerstunde, die von einer Holzhackermahlzeit ausgefüllt war.

Dann rief er zweimal in Berlin an.

Die Nummer von Linda Braun war auf Anrufbeantworter geschaltet. Kein Wunder. Vermutlich standen die Reporter vor ihrer Tür Schlange.

Also rief Urban bei einem Filmstudio an, wo Linda schon gearbeitet hatte.

Die Sekretärin des Produzenten wußte nur, daß Frau Braun mit unbekanntem Ziel verreist sei, was auch nicht gerade zum Wundern war.

So vergingen weitere Stunden. Die Ungeduld, die Urban erfaßt hatte, ließ nach und machte kühlen Überlegungen Platz.

Er hatte eine ungefähre Vorstellung, wo er Jo Hartmann suchen mußte. Er war schon einmal in seinem Schlupfloch gewesen. Leider gab es dort kein Telefon mehr.

Urban bestellte für den nächsten Tag ein Dienstreiseflugzeug, orderte als Piloten, falls möglich, Oberstabsfeldwebel Spiegel und widmete sich gerade einem Night-Cup, als das Telefon lostobte, als sei am anderen Ende Krieg ausgebrochen.

Er hob ab. – Erst war nichts. Dann Krachen, Knistern und eine leise Stimme im typischen moskowiter Englisch von Igor.

Urban schrie hinein, Krischnin schrie zurück. Endlich reagierte irgendeine Vermittlung, und sie konnten sich verständigen.

Igor fackelte nicht lange herum. Er wußte, um was es ging.

„Du suchst Jo Hartmann. Wir auch.“

„Du bist in Sorge“, stellte Urban fest, „sonst hättest du mich nicht informiert.“

„Hartmann ist verduftet. Nicht eben sein Stil.“

„Er ist ein freier Mann. Ein pensionierter General kann nicht desertieren. Er kann gehen, wohin er will.“

„Die Kollegen vom CIA in Washington suchen ihn auch“, übermittelte der KGB-Vizedirektor.

„Dann finden wir schon drei Köche, die den Brei rühren“, bemerkte Urban, „und vermutlich verderben.“

„Dann sind wir schon vier Köche. Man sagt, Linda Braun su-

che Jo ebenfalls.“

„Hör zu, Igor!“ kam Urban zum Kern der Nuß. „Was steckt hinter all dem? Um was geht es? Warum ist jeder plötzlich so scharf auf Jo Hartmann?“

Erst zögerte der hohe KGB-Funktionär. Dann ließ er ein Stück heraus.

„Ich darf nicht darüber reden.“

„Igor, inzwischen gibt es keine Staatsgeheimnisse der Ex-DDR mehr, die wir nicht ansatzweise kennen.“

„Oder doch.“

„Los, gib mir einen Tip!“

„Die Sache ist extrem explosiv.“

Urban versuchte es mit allen Tricks, aber Krischnin ließ sich nichts entlocken. Er sagte:

„Bring mir erst eine Spur von Jo, dann können wir über alles andere reden.“

„Danke“, erwiderte Urban. „Wenn ich Jo Hartmann habe, dann rede erst ich mit ihm und nach mir noch lange keiner.“

„Sei kein Idiot!“ riet Krischnin.

„Du bist mein Freund, Igor. Wenn du mit einem Idioten befreundet bist, wärst du selbst ein Idiot. Okay, spielt weiter eure dummen Spielchen! Ihr die euren, wir die unseren. Aber wenn was schiefeht – ich bin es nicht gewesen.“

„Am Ende will es nie einer gewesen sein.“ Krischnin lachte rauh aus seiner Landsknechtskehle.

Wenn er wollte, war er der beste Kumpel. Wenn nicht, dann war er ein harter unzugänglicher Kirgise.

„Ich wünsche dir die Pest an den Hals“, sagte Igor zum Abschluß.

Dann war nur noch das Rauschen von zehntausend Kilometer Telefondraht ins ferne Sibirien zu vernehmen.

Nach dem Gespräch war Urban knallwach. Und mit Sicher-

heit wußte er eines: Die Pest, die Igor ihm wünschte, die hatte er schon.

Er steckte wieder mittendrin.

Er dachte an den alten Palazzo und an die junge Frau in der Toskana, wo er fast hängengeblieben wäre. Seine Gedanken rutschten zurück in die Erinnerung wie ein Auto bergab auf einem Ölfleck.

5.

X minus 17 Tage.

„Ja, ich kenne General Jo Hartmann gut“, hatte Linda Braun den Reportern geantwortet. „Wir sind befreundet. Er war immer ein ehrenwerter Mann.“

„Warum ist er dann abgehauen?“

Die Fragen gingen wie Hagelkörner auf sie nieder.

„Was suchten Sie in seiner Wohnung?“

„Wer hat die Wohnung so verwüstet?“

„Nehmen Sie Drogen, Linda?“

„Welche Drogen nehmen Sie – Kokain, Morphinum, Heroin?“

Sie hatte gesagt, sie habe Hartmanns Wohnung in Babelsberg aus Sorge um ihn aufgesucht, weil er sich seit Tagen nicht gemeldet habe. Dort sei sie dann betäubt worden.

„Womit?“

„Etwa mit einem Hammer?“

„Haben Sie eine Beule? Zeigen Sie her!“

„Sie sind ja gar nicht verletzt, Linda.“

„Oder ist das nur ein billiger PR-Gag?“

Sie waren schwer abzuschütteln. Sie ließen sich nicht hinauswerfen. Also ging Linda Braun.

Die Medien in Berlin waren so voll von der Affäre, daß die

Abendvorstellung zur Katastrophe wunde.

Sie versuchte, besonders gut zu sein. Und sie war es auch. Doch es half wenig.

„The Show must go on“, sagte sie zu ihrer Garderobiere. „Die Schau geht weiter.“

Trotzdem wurde sie ausgebuht.

Der Direktor des schwer um seine Existenz kämpfenden Revuetheaters machte ihr den Vorschlag, für eine Weile auszusetzen. Sie war einverstanden. – Damit bekam ihre zweite Besetzung, ein Mädchen aus Halle an der Saale, die Chance ihres Lebens.

Als sie angezogen war, brachte sie der Direktor zum Lift.

„Du weißt, Linda“, sagte er, „daß du für mich die Größte bist. Du bist besser als die legendäre Fritzzi Massary in ihrer besten Zeit. Aber heute bist du eben ganz unten. Und sie machen mit dir, was sie wollen. Sie heben dich in den Himmel oder schmeißen dich in die Hölle.“

„Werfen“, verbesserte sie, „werfen dich in die Hölle. Bei mir ist gerade letzteres dran.“

Er brachte sie bis zu ihrem Porsche.

„Was hast du vor, Darling?“ fragte er väterlich besorgt.

„Abhauen. Weit weg von Berlin. Vielleicht trete ich sofort mein Lido-Gastspiel in Paris an. Sieht aus, als ließe sich das arrangieren.“

„Und wo ist Hartmann?“

„Vermutlich auch in der Hölle.“

„Du kannst jederzeit wiederkommen.“

„Ja, wenn ich wieder ganz oben bin“, bemerkte sie bitter, zog die langen Beine in das Coupe, gurtete sich an und startete den luftgekühlten Sechszylindermotor.

Als sie aus der Tiefgarage hinausfuhr, warteten oben schon wieder die Reporter und Fotografen. Sie hielt mit Vollgas auf sie zu. Im letzten Moment sprangen sie zur Seite, schrien und

drohten mit Fäusten hinter ihr her. – Sie hörte Schmeicheleien wie Stasi-Nutte und Nazi-Hure.

In Paris war alles anders.

Der Klatsch aus Berlin war noch nicht an der Seine angekommen und wurde wohl auch gar nicht beachtet. Berlin war für Paris absolute Provinz.

Gab es irgendwelche Anschläge, politische oder kriegerische Auseinandersetzungen, dann walzten die deutschen Medien es stets zu Nudelteig mit Trauerflor aus. Ob im Fernsehen, im Radio oder in den Zeitungen, sie kauten tagelang jeden Kükenkram wider und gössen – egal, ob arme Negerlein, Juden oder millionenschwere Ölscheichs darin verwickelt waren – über alles eine tragische Soße.

Im französischen Fernsehen wurden solche Dinge eine Minute lang abgehandelt. Dann ging man wieder zur Tagesordnung über. Liberte, Egalite.

In Paris hatte Linda zwei Freunde. Den besten Regisseur des wohl berühmtesten Revue-Theaters, des *Lido*, und ihren Agenten. Ein kleiner quirkliger Belgier, der eigentlich aus Dessau kam, es aber wohl vergessen hatte.

Der Regisseur Jean Lamaire hatte nur eine einzige Probe gebraucht, um den Showblock Linda Braun in seine Revue einzubauen.

Noch am Nachmittag wurden die Plakate mit einem Streifen überklebt: *Deutschlands schönster Export ab heute abend in Paris*.

Der Laden war gerammelt voll.

Die Bühne mit ihrer weltbekannten Glitzertreppe war ein Gedicht, das Orchester hatte Schmiß, und Linda Braun gab ihr Bestes, obwohl sie nicht in bester Form war.

Dies aus zwei Gründen: Das, was sie in Berlin erlebt hatte, war noch nicht weggesteckt, und das andere war ihr Kostüm.

Im *Lido* hatte kein Star, und sei er noch so berühmt, eine an-

dere Chance, als nackt aufzutreten.

Nackt bedeutete im *Lido* – dies im Gegensatz zum *Crazy Horse* – nur zu 99 Prozent nackt. Um das primäre Geschlechtsmerkmal trugen die Damen ein winziges straßbesetztes Dreieck, das von dünnen silbernen Schnüren gehalten wurde.

Du bist ein Zirkusgaul, dachte Linda immer wieder. Und Gäule treten auch nackt auf. Außerdem hast du was zu bieten. Du bist nie Schönheitskönigin gewesen. Du hast Karriere gemacht, weil du singen, tanzen und spielen kannst. Doch bei einer Miß-Konkurrenz hättest du sie alle weggeputzt

Um kein Risiko einzugehen, brachte sie all die todsicheren Songs, von denen auch Sinatra, die Minelli, Fred Astaire und Ginger Rogers sehr gut gelebt hatten.

Doch als sie nach drei Zugaben in die Garderobe kam, sank sie heulend auf die Couch.

Die kleine algerische Garderobiere wußte nicht, was sie tun sollte. Sie bot ihr Champagner und Cognac an.

„Ruf Pierre!“ sagte die Braun.

Ihr belgischer Agent, Pierre Shindre – eigentlich hieß er Peter Schinder –, stürzte herein. Er sah sie am Boden und versuchte sie mit einer schnoddrigen Bemerkung wieder aufzurichten.

„Zum ersten Mal habe ich deine Titten gesehen, Cherie.“

Er traf wohl den falschen Ton.

In ihrer Verzweiflung brach es aus ihr heraus.

„Leck mich doch... Hau ab, du Schwein!“

Der falsche Belgier mit dem Spitzmausgesicht, den abstehenden Ohren und den kalten Habichtaugen, den nur eines interessierte, nämlich seine Provision von fünfzehn Prozent, setzte sich dicht neben seinen Star und sagte:

„Ein Hollywood-Produzent rief an.“

„Und?“

„Er war in der Vorstellung.“

„Ach, du guter Gott!“

„Er war ganz hin. Du bist so gut wie verkauft. Er will dich morgen sehen.“

„Wann ist morgen? Ich bin total fertig. Gib mir was!“

„Was?“

„Du weißt schon, Pierre.“

„Ich habe aber nichts.“

„Red keinen Unsinn, Pierre.“

„Du hast noch nie so was verlangt.“

„Aber heute brauche ich es. Also los, gib es her!“

„Was denn? Librium, Valium, Methadon...“

„Was soll das labbrige Zeug? Ich brauche einen Streifen Koks oder zwei.“

Shindre verschwand, kam wieder, schickte die Algerierin hinaus und bereitete eine Prise vor. Er streute weißes Pulver auf einen Taschenspiegel. Dann bildete er mit dem Kokslöffel daraus zwei Streifen und reichte Linda das Röhrchen. Sie steckte es sich in die Nase, sog die zwei Koksstreifen damit hoch hinein in die Nasenschleimhäute.

Sie legte sich hin. Nach wenigen Minuten war alles anders. Leicht und erträglich.

Auch die Frage, die sie seit drei Tagen quälte, warum sie in diese Schwierigkeiten gekommen war, wurde unter der Wirkung der Droge klein und unwichtig.

Der Amerikaner, den Linda Braun am nächsten Morgen in der Bar des Ritz-Hotels traf, war ein eleganter Mann, aber spröde wie Schweißdraht.

Er zog die üblichen Künstlerkomplimente über Aussehen, Charme und ihr Charisma auf der Bühne ab. Dann kam er zum

Geschäft.

„Wir machen“, sagte er, „einen Film mit Ihnen, Linda, wenn Sie lieb sind.“

„Was verstehen Sie unter lieb, Mister?“

Der Amerikaner winkte ab.

„Nicht Sex“, erklärte er zu Lindas Erleichterung. „Ich bin ein hochgradiger Schwuler. Man sieht es mir nicht an. Aber den meisten sieht man es nicht an. Okay, wir machen einen Film im Stil der alten Revue-Schinken, aber mit einer modernen Story. Die Musik nehmen wir von überall her und lassen sie verjazzen oder weich verrocken. Natürlich auch mit tausend Geigen. Gespart wird an nichts. Wir kalkulieren Kosten von vierzig Millionen Dollar. – Und das alles für ein wunderschönes Fräulein mit einem Stasi-General als Geliebten.“

Sie leerte unbewegt ihr Champagnerglas.

„Und die Bedingungen?“

„Die üblichen in Hollywood. Für das nötige Remmidemmi sorgt die Metro-Goldwyn-Mayer-Corporation.“

„Die Gage?“

„Ist angemessen. Oder wollen wir uns über eine halbe Million Dollar hin und her streiten?“

Ihr schwindelte. Ihre bisherigen Filmgagen lagen bei neunzigtausend und ihre Abendgage für Galas bei zehntausend.

„Wann machen wir den Vertrag?“

„Er wird ausgearbeitet und muß dann noch von meiner Master-Corporation genehmigt werden. Kein Problem, wenn Sie lieb sind und auf unsere Sonderwünsche eingehen, Linda, Darling.“

„Sonderwünsche, welcher Art“, fragte sie, „wenn es sich nicht um Sex handelt?“

Der Amerikaner, ein Mister Doubleday, lächelte merkwürdig verkniffen.

„Das handeln wir mit Ihrem Agenten aus, Linda.“

„Und der mit mir.“

„So ist es.“

„Dann geht es um Fleisch und Knochen.“

„Warum sollen wir uns in einer wunderschönen Bar beim besten Champagner der Welt über so profane Dinge streiten? Das ist Sache von Pierre Shindre.“

Damit war die Sache im Grunde auch schon gelaufen.

Als Profi wußte Linda Braun, daß es nur eine Nabelschau gewesen war. Der gewiefte Filmproduzent hatte sie in natura sehen wollen, Auge in Auge, aus zwei Meter Distanz, ohne Bühnenschminke, wo man aus einer Fünfzigjährigen einen Teenager machen konnte.

Er schien zufrieden zu sein über das, was er sah, und verabschiedete sich mit einem etwas mißglückten Handkuß.

Als Linda ins Hotel zurückkam und ihren Agenten dort vorfand, fiel der Hammer.

„Weißt du, wer hinter all dem steht?“ fragte Pierre.

„Geld.“

„Und wer noch?“

„Metro-Goldwyn-Mayer.“

„Und wer noch?“

„Hollywood.“

„Pah!“ sagte der Belgier. „Die haben doch zehntausend blonde Girls in Kalifornien. Warum kommen sie ausgerechnet auf dich?“

„Weil ich außerdem auch was kann.“

„Und?“

„Was und, zum Teufel?“

Dann sagte er es ihr.

„Weil die CIA dahintersteckt. Schon mal gehört von C-I-A?“

Sie hatte davon gehört, und es war ihr, als würde man einen Kübel mit Eiswasser über sie ausgießen.

„C wie Central, I wie Intelligence, A wie Agency. Stimmt's?“

Der ex-deutsche Belgier feixte.

„Man merkt, daß von deinen Stasi-Beziehungen einiges hängenblieb, ma Chère.“

„Blödmann!“ zischte Linda, ging ins Bad und kam in einem eleganten Hausanzug aus Chiffonseide mit blauen Blumen wieder. „Und was noch?“

Der Belgier schmatzte, als er sie sah und an die vielen Dollars dachte, die für ihn bei dem Kontrakt heraussprangen.

„Sie möchten nur noch ein paar Marginalien wissen – übersetzt: Kleinigkeiten.“

„In den Kleinigkeiten sitzt meist der Teufel drin.“

„Sie sind völlig d'accord mit dir, mit deiner Erscheinung und deinem Können.“

„Merci! Und wo sitzt nun der Teufel?“

Pierre druckste erst herum, nahm einen Cognac. Danach war er um einen Tick lockerer.

„Darling.“

„Ich bin nicht dein Darling, du arsch.“

„Eh bien, du bist Jo Hartmanns Darling. Und das ist der Knackpunkt. Sie machen den Vertrag davon abhängig, daß du ihnen sagst, wo Jo sich zur Zeit aufhält.“

„Diese verdammten Bastarde!“ fluchte sie fassungslos.

Pierre blieb betont sachlich.

„Darling, du bist Profi und muß wissen, daß man es im Showgeschäft mit Geiern zu tun hat.“

„Die sich wie Adler gebärden, aber nur Aas fressen“, setzte sie bitter hinzu.

„Also sag ihnen, wo Hartmann ist, und du hast den Job. Eine Million Dollar plus tausend Dollar Spesen pro Drehtag. Hotel gratis, plus einem Prozent Beteiligung am Einspielergebnis des Films in Europa.“

Das klang fabelhaft, aber es nützte wenig.

„Ich weiß nicht, wo er ist. Hätte ich ihn sonst gesucht?“

„Wer's glaubt.“

„Tut mir Sony.“

Er ging nicht weiter darauf ein, sondern kam zu dem Entweder-oder-Punkt Nummer zwei.

„Was hat Hartmann dir über den Tresor Nummer zweiundzwanzig erzählt?“

„Tresor Nummer was, bitte?“

„Also auch Fehlanzeige.“

„So wahr ich keine Jungfrau mehr bin.“

„Merde“, sagte er, „Shit! Das wird ihnen aber wenig gefallen.“

„Denkst du, mir gefällt das alles hier noch? – Es kotzt mich an.“

Sie redeten darüber, und nach langen Diskussionen kam Pierre Shindre zur letzten Extraklausel des Vertrages.

„Hat dir Hartmann je etwas zur Aufbewahrung übergeben?“

„Vielleicht einen aufblasbaren Bechstein-Flügel am Umhängen?“

„Eher einen Mikrofilm oder so was.“

Nun war ihr alles klar: Der Zwischenfall in Jos Wohnung, die miese Drogensache, die Reporter – das alles war bestellt und gedacht als Druckmittel.

„Leider weder noch.“ Und diesmal log sie.

Das einzige, was ihr Jo geschenkt hatte, war eine goldene Puderdose mit ihren Initialen aus Diamantsplittern.

Aber, zum Teufel, das würde sie dieser Ratte und den anderen Bastarden nicht auf die Nase binden.

Voll Zynismus äußerte sie:

„Fürchte, hier ist Hollywood dabei, den falschen Dampfer zu besteigen.“

Der Agent zweifelte an dem, was sie sagte.

„Sie halten das Angebot offen. Denk nach, Darling!“

„Wozu? Mein Erinnerungsvermögen ist gut.“

Der Belgier brauste jetzt auf.

„Habt ihr denn immerzu nur gevögelt?“ fragte er kopfschüttelnd.

„Tag und Nacht“, zischte sie wütend.

„Und kein Wort über diesen alten DDR-Mist?“

„Klar sprach er auch darüber.“

„Über was? Über Staatsgeheimnisse, über Verfolger, daß er beschattet wurde, daß man ihn bedrohte, daß man etwas von ihm wollte?“

Sie war klug genug, nicht sofort wieder nein zu sagen.

„Laß mich nachdenken!“

„Tu das, Darling!“

Sie nahm die goldene Puderdose aus ihrer Handtasche und strich ein wenig von dem duftenden Make-up ins Gesicht.

„Ich muß jetzt ausruhen.“

„Klar, Schönheitsschlaf. Dann bis später, um zweiundzwanzig Uhr. Noch drei Vorstellungen im *Lido*. Ich hörte, daß sie verlängern wollen.“

„Von mir aus.“

Er musterte sie kritisch.

„Du siehst kaputt aus, Darling.“

„Ich sehe aus, wie ich mich fühle.“

„Ein Schuß Koks?“

Sie wollte sich nicht daran gewöhnen, aber das alles war einfach zuviel für sie.

„Eine Linie nur.“

Er nahm ein schmales, mehrfach zusammengefaltetes weißes Briefchen aus seiner Briefftasche, zog einen Streifen Koks auf den Spiegel und gab ihr das silberne Schnupfröhrchen.

„Merci!“

„Aber daß mir das nicht zur Gewohnheit wird! Ich sah schon

Elefantenkühe daran krepieren.“

Sie legte sich hin, fühlte sich jetzt phantastisch und hörte, wie er ging.

Als er draußen war, stand sie auf, verriegelte die Appartements-tür von innen und betrachtete die goldene Puderdose.

Sie war viereckig, mit Arabesken graviert und trug ihr Monogramm L. B. ineinander verschlungen, aus Diamantsplittern. Sie öffnete die Dose und zerlegte sie. Sie nahm die Quaste heraus, dann den Make-up-Einsatz und schaute darunter. – Nichts.

Der Spiegel im oberen Deckel ließ sich nicht entfernen. Er wurde durch ein Silberrähmchen festgehalten.

Dann saß sie da und starrte zum Fenster hinaus über die Dächer von Paris.

Hartmann, dachte sie, du bist nicht der Mann meiner Träume, eigentlich warst du nur die zweite Wahl. Aber, zum Teufel, wo hast du mich da hineingeritten?

6.

X minus 16 Tage.

Es war wie damals vor vielen Monaten, als Urban General Hartmann in seiner Datscha am Müggelsee besucht hatte. Das gleiche Wetter, mittelwarm mit frischem Wind, der nach Tang roch. Der Weg am Ufer entlang, der Schilfgürtel, der Flachdachbungalow – alles wie gehabt.

Damals hatte er Jo überredet, in diesem Wahnsinnsjob mitzumachen, als – so unfassbar es gewesen war – tausend Mann der Uno-Friedenstruppe aus dem Libanon einfach verschwunden waren. In einer einzigen Nacht.

Okay, sie hatten das Bataillon gefunden und befreit. Jetzt ging es nicht um Blauhelme, es ging nur um General Hart-

mann, der ebenfalls verschwunden war. Oder sein sollte. Oder auch nicht.

Daß man bei der Fahndung nach ihm das Landhaus ausgelassen haben sollte, schien Urban unvorstellbar. Trotzdem war er nach Berlin geflogen.

Sein Cessna-Pilot, Bubi Spiegel, wartete im Mietwagen.

Urban nahm die letzten hundert Meter per pedes apostolorum, mit den Füßen der Apostel.

Hartmanns Bude wirkte nicht gerade einladend. Tor und Türen waren zu, alles verrammelt. Was im Garten blühte, war Unkraut. – Kein Wunder, Jo hatte alles andere mehr geliebt als Grünzeug. – Die wilden Sonnenblumen waren schon meterhoch.

Urban ging um das Haus herum und wieder bis zur Garage. Sie war leer, am Haus waren Türen und Fenster fest geschlossen.

Von der Tür wußte Urban, daß sie ein Sandwich aus Hartholz und Stahlblech war. Spezialanfertigung einer Stasi-Werkstatt.

Er suchte in der Garage, fand aber nichts Geeignetes.

Als er wieder ins Freie trat, stand der BND-Chefpilot vor ihm.

Bubi Spiegel hatte ein Montiereisen in der Hand.

„Suchst du so was?“

„Du kannst Gedanken lesen, he?“

„Das weniger. Aber du hast vor der Abfahrt in Berlin im Kofferraum rumgekramt.“

Urban erinnerte sich, daß er in der Berliner BND-Residentur, als sie dort den Dienstmercedes übernommen hatten, routinemäßig Ersatzrad und Werkzeug überprüft hatte.

Spiegel freute sich und grinste von einem Backenknochen zum anderen. Dann nahm er die Pilotenbrille ab, steckte sie in eine der Taschen seiner lederen Fliegerjacke, fuhr sich noch einmal, die gespreizten Finger als Kamm verwendend, durchs

Haar und setzte das gebogene Ende des Montiereisens an die Tür.

„Stopp!“ rief Urban unvermittelt. „Er hatte schon vor uns Besuch.“

„Und das weiß der Herr Oberst.“

Urban deutete auf die Fußmatte. Der Sisalabstreifer lag ziemlich unordentlich da. Eine Ecke war schräg an der Mauer hochgeschoben.

„So hätte er nie sein Haus verlassen.“

„Und das Unkraut?“

„Das ist geordnetes Chaos.“

Als käme er erst jetzt auf die Idee, gab Urban der Tür sanften Druck mit Zeige- und Mittelfinger. Sie schwang lautlos nach innen.

„Naja, mit Gewalt“, bemerkte Spiegel feixend.

Sie mußten Licht machen, denn die Jalousien waren dicht und ließen keine Helligkeit heran.

Spiegel, seit Urbans ersten BND-Jahren mit ihm befreundet und auf vertrautem Fuß stehend, berlinerte:

„Keener da. Ick jehe rein und kiecke, wer steht drinnen, ike.“

Die Räume des Erdgeschoßbungalows wirkten aufgeräumt. Urban traute dem Ganzen aber nicht. Die Lederkissen lagen viel zu korrekt auf der Ledercouch, die Teppichfransen wirkten wie gekämmt, der Ascher stand präzise an der Stelle, wo sein Zinnboden im Laufe der Jahre eine dunkle Spur im Holz des Tisches hinterlassen hatte. In der Küche war der Kühlschrank abgeschaltet. Im Kühlschrank standen ein paar Konserven.

„Er verduftete nicht plötzlich und unerwartet“, meinte der Pilot.

„Hartmann hatte seit seiner Zwangspensionierung wenig mehr zu tun, als das Haus in Ordnung zu halten.“

„Den Garten nicht eingeschlossen.“

„Unkraut wächst schnell. Zwei Wochen ist er mindestens schon fort.“

Urban sah über der Küchenspüle die zwei verchromten Abstellhähne. Einer hatte einen roten, der andere einen blauen Punkt.

Er probierte sie. Beide befanden sich in Sperrstellung.

„Was interessiert dich daran?“ fragte Spiegel. „Fingerabdrücke?“

„Nur, ob sich damit das Wasser im ganzen Haus abstellen läßt.“

Spiegel drehte den Mehrweghahn über der Spüle auf. Es kam kein Wasser. Sie gingen ins Badezimmer. Auch dort gab es kein Wasser.

„Achtung!“ sagte Urban. „Aufgepaßt jetzt!“

Er drückte die Klospüle.

Sie klickte trocken.

„Auch kein Wasser. Ist doch klar“, meinte Spiegel

„Eben nicht“, erklärte Urban. „Klospülungen haben einen Wasserkasten mit mindestens acht Litern Reserve. Der trocknet nur langsam aus oder läuft nur langsam leer. Es sei denn, man benutzt das WC. Weil die Leitung aber abgedreht ist, strömt kein Wasser mehr in den Kasten nach.“

„Kann Hartmann es selbst gewesen sein?“

Urban dachte andersherum.

„Wenn du dein Haus verläßt, sagen wir für einige Zeit, was tust du als letztes?“

„Ich wasche mir noch mal die Pfoten.“

„Und dann sperrst du das Wasser ab.“

„Demnach müßte der Wasserkasten im WC voll gewesen sein, als er ging. – Glaubst du.“

„Normalerweise ja. – Also war jemand nach ihm im Haus

und im Badezimmer.“

Spiegel glättete mit eleganter Handbewegung sein Haar an der Schläfe, weil die dunklen Locken immer wieder aufstanden.

„Installateur müßte man sein.“

„Und jetzt der Gegencheck.“

Urban drehte in der Küche den Kaltwasserhahn auf und ließ Wasser in das Spülbecken laufen. Es kam braun aus der Leitung.

„Gehe ich recht in der Annahme“, frotzelte Spiegel, „daß du aus der Braunfärbung in der Lage bist zu rekonstruieren, wie lange das Wasser unbenutzt in den Rohren stand? – Siebzehn Komma vier Stunden?“

„Es stand jedenfalls eine Weile drin.“

„Okay, Oberst Holmes. And now?“

Da sich im Erdgeschoß keine weiteren Spuren anderer Besucher finden ließen, stiegen sie in den Keller.

„Du kennst dich aus“, staunte Spiegel.

„Er hat im Keller eine Trinckecke. Da haben wir so manchen gehoben.“

Sie standen vor dem Regal.

„Krimsekt, Brandy, hergestellt in der DDR, Rotkäppchensekt, Marke DDR, Wodka, made in Sibiria.“

„Sein Hobby.“

„Und die Lackschuhsammlung im Schrank“, addierte Spiegel, „und die dreißig Anzüge, die zwanzig Mäntel, die hundert Oberhemden.“

„Und die Havannas“, ergänzte Urban. „Immerhin ein bescheidenes Vergnügen, wenn man bedenkt, wie andere SED-Bonzen hinlangten und sich bereicherten.“

Sie suchten den Keller ab und fanden ihn aufgeräumt wie das übrige Haus.

Urban untersuchte den Ofen der Ölheizung, die Tanks. – Sie waren noch halbvoll.

„Was suchst du?“

„Keine Ahnung.“

„Warum schaust du nicht in die Tanks hinein?“

„Was ich suche ist zu groß für die Einfüllöffnung.“

Eine Weile stand Urban da, wollte sich eine MC anstecken, unterließ es aber.

Spiegel nahm eine der Wodkaflaschen aus dem Regal, versuchte vergebens, die kyrillische Schrift zu entziffern, nahm dann eine andere Flasche. – Hier enthielt der Wodka eine grüne Pflanze.

„Graswodka“, sagte Urban.

„Soll chinesische Schnäpse geben mit eingelegten Schlangen.“

„Und Affenaugen.“

Spiegel legte die Flasche ins Regal zurück und achtete darauf, daß die Hälse militärisch korrekt standen. So, daß keiner auch nur einen Millimeter weiter ins Freie ragte als die anderen.

Mit einemmal stutzte er.

„Hallo!“

Spiegel rüttelte an einer der Flaschen.

Es war, als bewegte sich das Regal dadurch ein wenig. Zumindest gab es ein klapperndes Geräusch von sich.

„Dumpf oder hohl?“ fragte Spiegel.

„Das Regal ist aus Stahl. Merkwürdig.“

„Es wackelt leicht.“

Urban untersuchte es.

Das Regal stand maßgenau in einer Mauernische. Aber das war offenbar Absicht. Man sollte nicht annehmen, daß es sich bewegen ließ.

Um festzustellen, wo der Drehpunkt lag, zogen sie erst

links, dann auf der anderen Seite. Aber es gab wohl eine Arretierung.

Urban tastete die Seitenflächen ab. Der Spalt war zu schmal. Also holte er von oben einen Kleiderbügel und schob ihn in den schmalen Raum zwischen Regalrahmen und Wand.

Der Drahtbügel fand Widerstand, etwas Hartes, Hakeliges. Urban rüttelte daran. Eine Feder schien zu singen. – Nun ließ sich das schwere Regal mit seinen Hunderten von Flaschen so mühelos aufziehen wie eine Schranktür.

Dahinter war ein Vorhang, grob aus grünbraunen Armeedekken zusammengenäht.

„Das muß er selbst gestrickt haben“, vermutete Spiegel. „Ich hätte die Enden der Decken einfach zusammengeklebt. Ich klebe auch die Löcher in meinen Socken zu.“

„Mit Uhu?“

„Pattex hält besser. Aber in der Waschmaschine gehen sie alle wieder auf.“

Urban zog den Vorhang beiseite. Hinter einer Staubwolke kam zum Vorschein, was er zwar nicht erwartet hatte, weshalb er unter anderem jedoch hier war.

Nein, er hatte nicht unbedingt damit gerechnet, freute sich jedoch darüber, daß seine Kombinationen zu einem Erfolg geführt hatten. – Leider befand sich der Fund in einem Zustand, den er sich nicht erklären konnte.

„Ein Tresor“, staunte Spiegel, „wiegt ‘ne Tonne. Wie bekam er den da runter?“

„Abteilung für Schwertransport des Ministeriums für Staatssicherheit“, schätzte Urban.

„Aber das Ding ist total im Arsch.“

Urban nickte.

„Völlig verrostet.“

„Normalerweise sind Tresore grau oder grün oder silbrig oder vielleicht auch gelb, Mann.“

Dieser Tresor war rostbraun. Nur an manchen Stellen, wo der Rostfraß noch nicht so weit fortgeschritten war, war er noch etwas dunkler als rostbraun. Aber der Stahl war mürbe wie Zunder, wie getrockneter Schaum.

Spiegel versuchte ihn zu berühren.

Urban hielt seine Hand fest, als bestehe die Gefahr, ein Erdbeben auszulösen.

„Wie lange steht der schon da? Hundert Jahre?“

„Keine zwei.“

„So ein Stahlkoloß rostet nicht mal in tausend Jahren völlig zusammen. Oder nur im Freien an der Nordsee bei Sturm und Salzwind.“

Urban suchte die Vorderwand ab. Dann trat er einen Schritt zurück. Es war ihm, als würden die dunklen Stellen ein Muster ergeben.

„Das Dunkle!“ sagte er.

„Zwei Buchstaben“, vermutete Spiegel.

„Oder Zahlen. Was hältst du von zweiundzwanzig?“

„Nichts“, antwortete der Pilot. „Kann ebenso gut auch dreiunddreißig sein oder elf...“

„Ich suche nämlich den zweiundzwanziger Safe“, äußerte Urban, „und das ist er.“

„Dachte, du suchst nach dem General.“

„Wenn er hier wäre, könnte er uns erklären, warum der Safe nur noch ein Haufen Rost ist.“

Urban bog aus dem Drahtbügel eine Art Dietrich. Mit dem stocherte er in das Tresorschloß. Die Tür ließ sich nicht öffnen. Aber der Haken bohrte mühelos ein Loch in den zentimeterdicken, armierten Stahl.

Urban leuchtete hinein. – Der Tresor war leer.

Vorsichtig nahm er wenige Gramm Rostmehl auf ein Taschentuch, faltete es zusammen und steckte es ein. Sie zogen den Vorhang wieder vor und brachten das Regal in seine Ausgangsstellung zurück

gangsstellung zurück

„Ich fürchte, das hier ist eine sehr feuchte Wohnung“, sagte Spiegel

„Da muß etwas anderes am Werk sein als Feuchtigkeit.“

„Dazu müßte man den ganzen Safe in eine Wanne mit Salzsäure werfen.“

„Was dam?“

Urban war klar, daß die Antwort darauf die Lösung sein würde. Vermutlich war alles damit zu erklären. Auch Jo Hartmanns Verschwinden.

Sie fuhren nach Berlin zurück.

Spiegel, ehemaliger BND-Cheffahrer, stellte unter Beweis, warum er Pilot geworden war. Die im Stadtverkehr mögliche Geschwindigkeit eines Automobils entsprach nicht seiner Vorstellung von Fortbewegung.

7.

X minus 15 Tage.

Der Arzt Dr. Reitzmann verließ seine Praxis am Dresdner Reichpietsch-Ufer kurz nach 11.30 Uhr.

Er hatte noch den Anruf seines Freundes Kulz abgewartet. Nun zog er den weißen Arztkittel aus und rief seine Sprechstundenhilfe.

„Ich muß weg. Ein Notfall. Kann nichts ändern.“

„Das Wartezimmer ist voll, Doktor.“

„Tut mir leid. Schicken Sie die Patienten nach Hause!“

Wenig später eilte der Arzt am Elbufer entlang, durch den Rosengarten, bis zum Köbis-Platz.

Dort betrat er das frisch renovierte Gebäude einer Bank. Die ehemals Sächsische Bank für Handel und Arbeit nannte sich jetzt schlicht und einfach SÄHABA. – Der Filialdirektor er-

wartete ihn schon.

Hinter dem Besucher schloß er die Bürotür. Er bat den Arzt Platz zu nehmen.

„Einen Kaffee?“

„Haben wir soviel Zeit?“

Der Bankdirektor schaute auf seine Armbanduhr.

„Nein.“

„Es ist also soweit.“

„Eben rief Doktor Saalfeld an. Er hat gestern die Exhumierung deines Bruders genehmigt. Sie findet in vierzig Minuten statt.“

„Erzähl mir alles andere während der Fahrt!“ bat der Arzt.

Sie gingen hinten hinaus. Im Hof stand der nagelneue Mercedes von Kulz.

Er sperrte auf und setzte sich hinter das Lenkrad.

Auf der Fahrt über die Elbe berichtete er.

„Die alte Stasi-Riege hat gespurt. Oder etwa nicht?“

„Offenbar ging mein Antrag auf Exhumierung endlich durch.“

„Das verdanken wir Saalfeld. Er ist Richter und hat es entschieden. Aber es muß schnell gehen, ehe man Rückfragen an ihn richtet. Ist ja nicht mehr wie früher. Heute stehen auch Richter und Staatsanwälte im Licht der Öffentlichkeit. Saalfeld wollte eigentlich nur wissen, was dich veranlaßt, die Exhumierung zu beantragen. So spät, meinte er, nach praktisch achtzehn Monaten.“

„Es dauerte lange, bis ich vom Nachlaßverwalter in Berlin das Testament meines Bruders bekam. Darin machte er Andeutungen von äußerst wertvollem Forschungsmaterial. Er hat es gut versteckt, denn angeblich handelte es sich um ein Multimillionen-Projekt. – Aber wo hat er es gelassen? Wir suchten danach, ohne etwas zu finden. Deshalb unsere Idee, er könnte es mit ins Grab genommen haben. Im Anzug, in der Uhr, wer

weiß wo? Oder es lag im Wrack des Volvos, der leider verschrottet wurde.“

Sie erreichten den Johannisfriedhof im Stadtteil Tolkewitz gegen 12.10 Uhr.

Das Totengräberkommando war schon bei der Arbeit. Als Sichtblenden hatte man ein paar Planen auf Stangen gespießt.

Der Richter war pünktlich zur Stelle. Die Altgenossen begrüßten sich kurz.

„Der Sarg ist schon oben“, sagte Dr. Saalfeld. „Er wird in die Aussegnungshalle gebracht. Dort können Sie sich damit befassen, Dr. Reitzmann. Aber bis zum Abend, wenn die Leute zum Gräbergießen kommen, muß alles erledigt sein. Dann möchte ich, daß der Sarg wieder unten ist und das Grab so aussieht, wie es heute morgen war.“

„Danke, Herr Richter!“ sagte der Arzt.

In der Aussegnungshalle wurde der Sarg geöffnet. Die Totengräber ließen den Arzt mit der schon vertrockneten Leiche seines Bruders allein.

Dr. Reitzmann, ein abgebrühter Mediziner, machte sich an die Arbeit. Es war mehr ein Aussortieren von langsam zerfallenden Körperteilen. Dabei trug er Chirurgenhandschuhe.

Er schaute sich erst die Uhr an, die man dem Toten gelassen hatte, weil sie beim Unfall kaputtgegangen war. Er öffnete mühsam den hinteren Deckel, konnte aber nichts finden. Nichts, was Ähnlichkeit mit einem Geheimnis gehabt hätte. Sei es auf Mikrofilm oder Mikropunkt. Dann suchte er noch einmal den Toten ab. Vor allem die langgewachsenen Fingernägel, das Gebiß, die Ohren. Dann kümmerte er sich um den Anzug.

Allmählich sank seine Hoffnung. Der Tote war in seinem alten Smoking beerdigt worden. – Auch dort fand der Arzt nichts, ebensowenig wie in der Berliner Wohnung seines Bru-

ders und in der alten Familienvilla in Blasewitz, die ihm gehört hatte.

Nach etwa sechzig Minuten war Dr. Reitzmann fertig.

Er zog die Handschuhe aus, warf sie in den Abfall, wusch sich die Hände und trat ins Freie. Das grelle Licht blendete ihn.

Sein Freund, der Bankier, der alles arrangiert hatte, saß auf einer Bank und wartete. Kulz sah den Arzt kommen und ging ihm entgegen.

„Und?“

„Nichts. Leider. Aber es muß etwas geben.“

„Was?“

„Dokumente, Aufzeichnungen.“

„Woran arbeitete dein Bruder?“

„Wir sprachen einmal darüber. Ich glaube, es waren Mikroben, die Müll, Gift und Unrat fressen.“

Der Bankier dachte nach.

„Wirtschaftlich ist das nicht uninteressant.“

Sie nahmen den Ausgang gegenüber des Krematoriums an der Wehlener Straße.

„Ich muß den Richter anrufen“, sagte Kulz.

„Tu das!“ sagte der Arzt.

Doch bevor der Bankier die Telefonzelle betrat, blieb er stehen.

„Doktor Saalfeld erwartet natürlich ein Entgegenkommen.“

„Ganz selbstverständlich“, erklärte der Arzt.

„Er wird zufrieden sein, daß es so schnell über die Runden ging. Er nahm es irgendwie auf seine Kappe.“

„Vertröste ihn!“ riet der Arzt und wartete, bis der Bankier telefonierte hatte.

Dann fuhren sie Richtung Käthe-Kollwitz-Ufer und über die Friedrichsbrücke in die Altstadt hinüber, um dort essen zu gehen.

Erst beim Dessert rückte der Bankier damit heraus, daß er noch eine Überraschung für seinen Freund Reitzmann bereit habe.

„Dieser Saalfeld ist ein As“, sagte er. „Stell dir vor, was er erreicht hat!“

„Nun, die Exhumierung meines Bruders Erich.“

„Noch etwas anderes.“

„Keine Ahnung.“

„Mit Hilfe der Kripo.“

„Mein Bruder hatte nie mit der Kripo zu tun.“

„Aber die Kripo mit ihm.“

„Kannst du nicht deutlicher werden, Kulz?“

Der Bankmanager schob das Eis mit der Kiwisoße beiseite, beugte sich vor und senkte die Stimme zu einem Flüstern, als ginge es um geheime Börsenkurse.

„Die Kripo war tätig, um festzustellen, ob dem Unfall deines Bruders nicht ein Verbrechen zugrunde lag.“

„Die Ermittlungen wurden mangels Beweisen eingestellt.“

„Der Volvo wurde erst beschlagnahmt, dann vom Staatsanwalt freigegeben.“

„Leider reagierte man sehr spät. Als wir das Wrack suchten, war es verschwunden.“

Kulz machte es spannend.

„Man hat es gefunden.“

„Du scherzt, Genosse Kulz.“

„Ganz in der Nähe, hier in der Stadt, draußen in Leutewitz bei einem Ausschlächter. Der Volvo ist noch da und rostet vor sich hin. Motor und Räder fehlen. Aber wenn dein Bruder etwas versteckte, dann nicht im Motor oder in den Rädern.“

„Ich fahre sofort hin“, entschied der Arzt.

„Ich komme mit“, sagte der Bankier, der ein großes Geschäft witterte.

Es war so einfach wie beim kleinen Einmaleins.

Sie gaben dem Ausschlächter einen Fünfziger und deuteten auf den dunkelblauen Volvo ohne Fenster, Türen und Räder.

Der Kofferraumdeckel war auch abmontiert. Mit der Stoßstange ließ sich wenig anfangen. Sie war zerknüllt wie Papier, das man in den Abfallkorb warf.

„An dem“, sagte der Schrotthändler, ein grobschlächtiger Bursche mit Zigeuneraugen und einer Menge Warzen, „finden Sie nichts mehr. Die Sitze sind verkauft, sogar die Innenverkleidung und die Bodenteppiche.“

Dr. Reitzmann fluchte leise.

Er suchte den Volvo ab, gab jedoch bald auf.

„Aber“, erzählte der Ausschlächter, „ich hab’ da was gefunden und aufgehoben.“

Er ging in sein Büro, das ein Chaos aus Autoteilen und Papieren war. Das Telefon ging. Er hob ab und legte gleich wieder auf. Dann kramte er in Kisten und Regalen und kratzte sich am Hinterkopf.

„Das gibt’s doch nicht, verdammt!“

Später, als er schon aufgeben wollte, zog er eine verschmierte, zerfledderte Akte zwischen Anlassern und Wasserpumpen hervor. Volvo stand darauf.

„Das da lag unter der Batterie.“

Dr. Reitzmann blätterte sie durch.

„Ja, sie stammt von meinem Bruder.“

„Gehört Ihnen“, tat der Schrotthändler großzügig.

„Danke! Es ist wie im Märchen. Wissen Sie, wie lange ich danach suche?“

„Keine Ahnung“, sagte der Ausschlächter trocken. „Aber ich will es Ihnen gerne glauben.“

„Drei Jahre.“

Reitzmann behandelte die noch einigermaßen lesbare Akte wie ein Heiligtum.

Während sie in die Stadt zurückfuhren, ging er sie durch und versuchte, die zum Teil handschriftlichen Notizen zu entziffern.

„Erich war der Beste“, sagte er staunend.

„Was steht drin?“

„Das ist kein Hammer, das ist ein ganzes Hammerwerk.“

Er las weiter, las in der Praxis, nahm am Abend die Akte mit nach Hause und rief spät bei Kulz in dessen Privatwohnung an.

„Kulz“, sagte Reitzmann, „da stecken viele Millionen drin. Aber wem kann man das anvertrauen?“

Kulz, der Verbindungen überallhin hatte, nach dem Osten wie in den Westen, sagte:

„Glaubst du, daß es rüstungs- oder waffenmäßig zu verwerthen ist?“

„Mit Sicherheit universell. Keine Formeln zwar, aber genaue Beschreibungen.“

„Industriekonzerne wollen klare Rezepturen.“

„Und wem nützen präzise Beschreibungen?“

„Geheimdiensten“, vermutete Kulz.

„Denkst du an die Russen?“

„Die sind uns lieb und recht, aber sie sind arm dran, sie haben nur Rubel, keine Dollars. Mit Rubeln kannst du dir deine Zigarre anstecken.“

„Die Amerikaner also.“

„Die sind mir zu weit weg, zu clever, zu unberechenbar. Ich dachte an den deutschen Geheimdienst.“

„Einverstanden“, sagte Reitzmann. „Nimm Verbindung auf!“

„Und wer wickelt ab?“

„Du bist der Bankier.“

„Aber du bist der Erbe“, erklärte Kulz. „Ich kann das einfädeln, aber du mußt es rüberbringen.“

„Ich höre von dir“, sagte Reitzmann. „Notfalls sperre ich

meine Praxis eine Woche lang zu.“

„Ich rufe sofort meinen Kontaktmann an“, versprach der Bankier.

8.

X minus 13 Tage.

Der Nachtexpress Paris-Biarritz bestand nur aus Schlafwagen. Im Gegensatz zu dem Bleu-Train, der die Hauptstadt mit der Riviera verband, waren seine Pullman-Wagen bordeauxrot gemalt. – Und die Seiten hatten goldene Beschriftung.

An den Tischen des Speisewagens brannten kleine Schirmlampen. Gegen Mitternacht gingen sie aus, denn die Fahrgäste zogen sich in ihre Abteile zurück.

Auch hinter den Rollos der Schlafabteile verloschen allmählich die Lichter, zwischen Orleans und Tours brauste der Rouge-Train wie ein schwarzer Bandwurm dahin.

Doch in manchen der elf Luxuswagen herrschte hie und da noch Leben.

Im zweiten Waggon hinter der Lokomotive etwa verließ ein Mann sein Single-Abteil, um ein anderes Single-Abteil im vierten Wagen aufzusuchen.

Ein ungewöhnlicher Besuch, denn der Mann hatte sich nicht angemeldet und wurde auch nicht erwartet.

In der kurzen Spanne von zweiundsiebzig Stunden war das auch gar nicht möglich gewesen. Allein zwei Drittel der Zeit hatten sie benötigt, um Linda Braun zu finden.

Ihr letzter Auftritt in Berlin hatte vor sechs Tagen, kurz nach Erscheinen der Story *Revuestar liebt Stasi-General*, stattgefunden.

Sie hatten ihren Weg von Berlin weiterverfolgt.

Linda Braun war mit ihrem Porsche und soviel Koffern, wie in das 911-Coupe hineinpaßten, nach Paris gefahren, um im *Lido* mehrere Galavorstellungen zu geben. – Dann, so hatte man erfahren, mußte sie die vorgezogenen Auftritte in Biarritz wahrnehmen.

Jetzt war sie auf der Fahrt dahin, denn im Rouge-Train war es ungleich luxuriöser zu reisen als im Flugzeug oder im Auto.

Der Mann aus dem zweiten Schlafwagen weckte den Schaffner im Wagen Nummer vier.

Der Beamte hatte nicht fest geschlafen. Er erkannte den Fahrgast in Glenchecksakko und dunkler Hose sofort wieder. Er hatte sein Trinkgeld akzeptiert. Außerdem handelte er gemäß Weisung der französischen Polizei.

„Es ist soweit“, flüsterte der Fahrgast.

„Abteil sechs, Monsieur, zwischen den Achsen. Das war ein ausdrücklicher Wunsch der Dame. Übrigens eine tolle Frau.“

„Ja, es wird allgemein behauptet.“

Der Schaffner schob seinen Hauptschlüssel in das Schloß des großen Abteils, in dem nur ein Bett belegt war. Der Fahrgast schlüpfte durch den Spalt der Mahagonitür hinein.

Das erste, was er wahrnahm, war der Duft, der ihrer warmen Haut entströmte. Sie benutzte noch immer das schwere Mitsouko von Guerlain. Ein wenig altmodisch zwar, dieses Parfüm, aber neben Chanel einer der exotischsten Düfte, die je komponiert worden waren. Sie lag auf dem unteren Wandbett. Das obere war gar nicht herabgeklappt. Sie lag auf dem Rücken mit dem linken Arm um den Kopf. Die Fülle ihres blonden Haares lockte um sie herum wie goldfarbenes

Sie trug ein zartblaues Nachthemd mit Spitzen. Der Ausschnitt war ein wenig zur Seite gerutscht und gab die Hälfte ihrer rechten Brust frei. Eines ihrer langen Beine hatte sich aus der Decke befreit und lag angewinkelt im Freien. Es hatte glatte, sehr helle Haut, fast ohne Flaum, und die Zehennägel

waren blaßrosa lackiert.

Er schloß die Tür. Dann klopfte er – von innen – höflich an.

„Ist es erlaubt, Madame?“

Erst beim zweiten Mal öffnete sie die Augen. Sie erschrak ein wenig, dann tastete sie zur Lampe und schaltete sie heller.

Jetzt erkannte sie ihn und lächelte kopfschüttelnd, als könne sie es nicht fassen.

„Du, Bob?“

„Ich bin es.“

„Träume ich?“

„Du träumst nicht.“

Sie richtete sich auf, streckte die Arme nach ihm aus und zog ihn an sich.

„Sag kein Wort! Ich möchte nicht, daß es vergeht“, flüsterte sie in sein Ohr.

Aber als sie spürte, wie heftig ihr Herz schlug, glaubte sie es.

Sie küßte ihn und fragte:

„Mein Gott! Was ist geschehen?“

In ihren Augen standen Krokodilstränen. Er trocknete sie ab.

„So sieht man sich wieder.“

„Bei Geheimdiensten herrschen besondere Relativitätsgesetze“, scherzte er. „Meistens nie und plötzlich immer.“

„Ich kenne zwei von diesen Typen“, erwiderte sie. „Den einen mag ich, den anderen liebe ich.“

Urban fragte nicht, wer derjenige war, den sie liebte.

„Beide waren immer gut zu mir“, fuhr sie fort. „Aber beide verließen mich. Der eine plötzlich und unvermittelt. – Und du“, sie lächelte unter Tränen, „weil ich mich damals nicht entschließen konnte, dir in den Westen zu folgen. Du weißt, warum.“

„Entweder die Liebe war zu klein oder das Risiko zu groß.“

„An Liebe mangelte es nicht“, gestand sie. „Aber ich war Anfängerin und rechnete mir in der DDR bessere Chancen aus. Dem Konkurrenzkampf im Westen war ich einfach nicht gewachsen. Also dachte ich, besser in Berlin die Erste, als in Hollywood die letzte im zweiten Glied.“

„Was hat sich geändert?“ fragte Urban, vorsichtig das Problem, das ihn hierherführte, anscheinend.

Die Drehgestelle des Nachtexpresses liefen fast lautlos auf den geschweißten Schienen. Die Federung bestand aus luftgefüllten Gummibälgen. Man konnte sich leise unterhalten. Sie sprachen noch leiser, so als könnten sie belauscht werden.

„Wenig hat sich geändert“, antwortete Linda, „aber manches ist anders geworden für mich. – Jo ist verschwunden, du bist plötzlich da. Ich frage nicht, warum du da bist. Es ist wegen Jo, nicht wegen mir.“

„Du und Jo, seid ihr zu trennen?“ fragte Urban.

„Nicht mehr, seitdem es aufhörte, dich zu geben“, gestand sie.

Ihr war warm geworden. Sie deckte sich auf. – Diese Hüften, diese Taille, diese Beine! – Wie eine Violine.

„Du hast mich einmal deine Violine genannt“, erinnerte sie sich.

Urban machte sich sofort ihr gutes Gedächtnis zunutze.

„Wo ist Jo?“

Sie hob verzweifelt die Hände.

„Glaub mir, ich weiß es nicht.“

„Sagte er etwas, deutete er etwas an? War er unruhig in diesen Wochen? Wann hast du ihn zuletzt gesehen?“

„Als er aus Syrien zurückkam, war er monatelang ausgeglichen und zufrieden. Doch dann packte ihn wieder die Unruhe. Das untätige Rumsitzen ist Gift für einen Mann wie ihn. Er lebte teils draußen am Müggelsee, teils in seiner Wohnung in Babelsberg. Er reiste durch Europa, so als suche er irgend

etwas. Und dann mit einemmal kein Anruf, kein Kontakt, keine Begegnung mehr.“

„Wurde er verfolgt oder beobachtet?“

Sie nickte.

„Das wurde er ständig. Es gab Geheimdienste, die ihn anzuheuern versuchten. Er konnte sich nicht entscheiden. Einmal reingefallen, sagte er, das reicht.“

Urban steckte sich eine MC an. Der Rauch wirbelte zur Decke und wurde von der Lüftung abgesaugt.

Sie nahm auch eine von seinen MC. Dabei sah er das Innere ihres linken Armes. Sofort erkannte er, daß es sich bei den kleinen roten Punkten nicht um Hautstörungen, sondern um Einstiche mit einer Nadel handelte. – Doch er erwähnte es nicht.

„Deutete Jo irgend etwas an? Etwa wohin er gehen würde, wenn er Probleme bekäme?“

Linda rauchte hastig.

„Immer noch dasselbe Kraut“, sagte sie. „Mit Goldmundstück. Du bist und bleibst ein Spinner. – Okay! Natürlich sprachen wir darüber, was er tun würde, wenn er gezwungen sein sollte, total abzutauchen. Er sagte, er würde sich entweder an dich wenden oder bei Gianfranco verkriechen. Wer ist Gianfranco?“

„Ein Geheimdienstfreund von Jo und mir.“

„Auch ein Agent?“

„Früher mal.“

„Dann kommt er dort vom Regen in die Traufe.“

„Da kommt man sowieso hin“, sagte Urban mit der Überzeugung eines Mannes, der alle Höllen hinter sich hatte und einem anderen, der gerade durch die erste Vorhölle ging, erklären wollte, wie er sich verhalten müsse. „Gianfranco also.“

„Wo lebt er?“

„Irgendwo im Süden.“

„Wo im Süden?“

Ausweichend fragte Urban weiter.

„Du laßt nicht locker, wie“, stellte sie fest. „Warum hast du bei mir lockergelassen?“

„Weil es einen Punkt gibt, wo alles seinen Sinn verliert“, erklärte er. „Warum glaubte Jo, verfolgt zu werden? Was wußte er?“

„Du kennst ihn“, sagte die schöne Blondine. „Er trennte stets Männersachen von Weiberkram: Ich stelle mich auch nicht vor andere Leute halbnackt hin, war seine Rede, singe ein Lied und tanze dazu, weil ich nicht singen kann, und meine Beine würde auch keiner schön finden. Aber du machst das, Baby. Jeder tut das, was er kann.“

„Also keinerlei Andeutung“, faßte Urban zusammen. „Hast du schon mal von einem Tresor Nummer zweiundzwanzig gehört?“

„Tresor, ja. Nummer zweiundzwanzig, nein.“

Sie trug eine eng am Hals anliegende Perlenkette. Zwischen je zwei Perlen war ein glitzernder Stein aufgefädelt.

„Nur Modeschmuck“, erklärte sie, als er die Perlen berührte, „und nicht von Jo. Er schenkte mir etwas anderes. Mir gefiel nicht immer alles, was er mir schenkte.“

Sie nahm die Krokotasche vom Bord am Kopfende des Bettes und holte eine rechteckige Puderdose heraus, etwa so groß wie ihre Handfläche, fein mit Arabesken ziseliert. Ihr Monogramm L. B. war mit Diamantsplittern eingelegt.

„Das da mag ich.“

Urban öffnete die Dose.

„Hübsch, geschmackvoll. Und was hab' ich dir geschenkt?“

„Deine Liebe“, sagte sie, „hoffe ich. Auch wenn es nicht für ewig war.“

Er hatte die Puderquaste und den Make-up-Einsatz herausgenommen.

„Nichts Besonderes drin“, erklärte sie. „Ich habe nachgesehen.“

„Und unter dem Spiegel?“

„Der geht nicht raus.“

„Im Nu hatte Urban ihn heraus. Man brauchte ihn nur gegen die Kraft einer Feder zu drücken und zur Seite zu schieben.

Aber weder unter dem Spiegel noch auf der Rückwand des Dosendeckels war etwas zu sehen.

„Was suchst du?“ fragte Linda.

„Was hast du gesucht?“

„Wer mit Geheimdienstleuten Umgang pflegt, der lernt so einiges kennen: Mikrofilme, Mikropunkte und was weiß ich noch.“

Urban brachte die Dose wieder in Ordnung und verschloß sie.

„Das ist es. Wir wissen auch nichts.“

Der Rouge-Train hatte die Loire auf der langen Eisenbahnbrücke überquert und rollte jetzt nach Süden. Nächste Station war Poitiers. Aber dort hielt er nicht. Erst wieder in Bordeaux.

Urban schaute auf die Uhr. Noch zweihundertfünfzig Kilometer. Gut und gern zwei Stunden.

Er sah den Kühler und die Champagnerflasche darin. Sie war noch halbvoll. Er goß ein. Sie tranken aus einem Glas.

Als Linda ihm das Glas zurückreichte, berührte ihre Brust seinen Arm. Er spürte die Härte ihrer großen roten Brustwarzen und sah, wie sich ihre Knie nervös aneinanderrieben. Wo sich Knie rieben, da rieben sich auch Oberschenkel.

Er kannte sie ja so gut. Es war Jahre her, aber sie gehörte zu den Frauen, von denen man nichts vergaß.

Ihre blauen Augen wurden merkwürdig schmal, fast orientalisches. Das machte sie unergründlich, und sie lagen wie in tiefen Schatten. Da wußte Urban, was kam und das es wenig Sinn

hatte, dagegen Sperrfeuer zu schießen. So viel Artillerie und Munition gab es gar nicht, um gegen diese Offensive anzukommen. Außerdem wollte er gar nicht gegen sie ankämpfen.

Sie öffnete die Lippen. Ihre wunderbar weißen Zähne wurden sichtbar. Sie nahm seine Hand und seinen Mittelfinger und biß hinein, so wie damals. Nur er und sie wußten, wie es gemeint war.

Dann rückte sie zur Seite. Ihre geschickte Hand öffnete die Messingschließe seines Hosengürtels.

Ihr Negligé war vorne gebunden. Ein Zug an der Schleife, und es war auf. Weiß der Teufel, sie war so ehrlich blond, wie ein Ofenrohr innen schwarz war.

Er streichelte ihre Brüste und fuhr über den Bauch bis zum Schamhügel. Dann spielte er mit dem goldenen Flaum, ehe er in die Tiefe ging.

„Warum blieben wir nicht zusammen?“ stöhnte sie mit den Lippen an seinem Ohr.

„Weil wir uns geliebt haben.“

„Und warum, zum Teufel, haben wir diesen Wahnsinn zugelassen?“

„Weil es besser war für uns beide.“

„Ist das hier etwa schlechter?“

Er liebte sie, und sie genoß es. Wortlos, mit angehaltenem Atem, doch mit den Bewegungen des Meeres, wenn der Sturm tobt.

„Aber es gibt noch mehr im Leben“, sagte er, „als nur das.“

Sie lagen nebeneinander in dem schmalen Schlafwagenbett, das für alles andere gebaut war, bloß nicht für die Liebe. Sie lagen hellwach da, und Linda flüsterte:

„Geheimdienstmenschen wissen immer nur die Hälfte von dem, was sie zu wissen vorgeben.“

„Und das nicht einmal genau“, ergänzte er ironisch.

„Willst du wissen, warum ich damals in der DDR blieb?“

„Du hast es mir hundertmal erklärt. Ich hab’ es nie geglaubt, mußte es aber akzeptieren.“

„Es gibt noch einen anderen Grund“, deutete sie an.

„Es ist nur selten ein Grund allein.“

„Der tatsächliche Grund“, sagte sie mit brutaler Offenheit, „war der, daß ich schwanger war. Ich wollte das Kind nicht. Ich konnte es nicht brauchen. Nicht damals.“

„Das ist nicht wahr“, sagte er, äußerlich beherrscht. – In seinem Inneren sah es anders aus.

„Wahr ist, daß du niemals zugelassen hättest, daß ich eine Abtreibung vornehme.“

„Stimmt!“

„Aber geheiratet hättest du mich auch nie.“

„Wer weiß?“

„Du hast Cordula auch nicht geheiratet.“

„Das ist etwas anderes. Cordula ist mit ihren Bars in München verehelicht.“

„Ihr seht euch noch?“ Es klang fast eifersüchtig.

„Hin und wieder, ab und zu.“

„Ich wollte nicht enden wie sie, als deine Kneipenwirtin.“

Er schwieg betroffen.

„Bitte, sag etwas!“ bat sie ihn.

„Ist ja alles anders“, sagte er und nicht mehr.

Er wußte, es hätte sein Leben verdammt geändert. Eine Frau, einen Sohn oder eine Tochter – das konnte einer wie er nicht brauchen. Aber man konnte immer alles ändern. Auch den Job.

„Hältst du mich jetzt für schlecht?“

„Vergiß es!“ sagte Urban bitter.

„Bist du mir böse?“

„Böse bist du nur einem, der dir in den Whiskey spuckt.“

Sie lagen lange da. Die Stunde der Wahrheit hatte ihn getroffen. Er mußte über das, was geschehen war, hinwegkommen.

Er kämpfte schwer, bis Schritte auf dem Gang ertönten.

Der Schlafwagenschaffner klopfte.

„Telegramm, Monsieur!“

Urban öffnete.

Der Schlafwagenschaffner reichte das Telegramm durch den Spalt. Urban las es. Dann wiederholte er es laut für Linda.

„Doktor Reitzmann, Bermeo/Spanien. Hotel Enrice. Material um jeden Preis sicherstellen. – Sebastian.“

Sie legte den Finger an seinen Mund.

„Die Wände haben Ohren, Cherie.“

„Wer ist im Nebenabteil?“

„Mein Agent.“

„Dieser Kretin, der sich Belgier nennt und früher ein V-Mann und Spitzel war?“

„Pierre Shindre.“

„Peter Schinder.“

„Woher weißt du?“ fragte sie.

„Ermittlungen. Wir mußten dich finden. Dabei fällt immer eine Menge ab. Hüte dich vor dieser Ratte! Er arbeitet für alle

und jeden. Er arbeitet auch für Aasgeier, wenn sie ihm einen Bissen übriglassen.“

Urban kleidete sich an, wusch sich notdürftig in dem schmalen Becken, dann nahm er sie noch einmal in die Arme.

„Sehen wir uns wieder?“ fragte sie.

„Ich suche Jo und werde ihn auch finden. Wo er ist, da bist auch du.“

„Und wo du bist, da bin auch ich“, versprach sie spontan. Adieu!“

Er öffnete die Tür. Der Gang war leer. Er eilte nach vorn in sein Abteil.

Sie schickten ihn also nach Spanien zu einem Dr. Reitzmann, der in Bermeo auf ihn wartete. – Urban setzte voraus, daß sie

im Hauptquartier eine einigermaßen klare Linie verfolgten. Vermutlich hatte Dr. Reitzmann etwas mit Jo Hartmann zu tun.

Bermeo war eine verträumte Hafenstadt an der spanischen Biskaya-Küste zwischen San Sebastian und Santander. – Schwer hinzukommen.

9.

X minus 12 Tage

Dr. Reitzmann, ein Mann um die Fünfzig, dunkelhaarig mit grauen Fäden, ein Mann mit schwer einschätzbarem Wesen, saß an der Bar des Hotels.

Ihm war kalt. Der Regen hatte seine Windjacke durchnäßt.

Für die wenigen hundert Meter vom Yachthafen bis ins Hotel hatte es ihn mächtig durchgebeutelt.

„Einen Kaffee!“ bestellte er.

„Mit oder ohne, Senor?“

„Mit.“

Mit bedeutete *mit Cognac*.

Der Kaffee hier war mäßig, der Cognac auch. Aber beides zusammen brachte einen hoch.

Reitzmann ging zur Rezeption.

„Post für mich?“

„Bedaure – nein, Senor.“

„Anrufe?“

„Keiner, Senor.“

Er ging wieder durch die Halle des alten spanischen Grand Hotels zur Bar.

Sein Kaffee stand noch da. Er nahm ihn mit zu einem der Nischentische. Die Sessel waren mit dickem rotem Rindsleder überzogen. Der Sitz atmete deutlich, als er sich niederließ.

Er gab Zucker auf die Sahne und rührte um. Duft stieg ihm in

die Nase. – Warum war es ein so anderer Kaffee als in Dresden?

War das eine Hetze gewesen. Telefonate, Rückrufe, dann die Debatten mit seinen Partnern Kulz und Saalfeld. Die Schwierigkeit mit der Praxis wegen des Urlaubs, die Packerei, die Buchung der Flüge. Dann die Westkontakte. Kulz kannte diesen, Saalfeld kannte jenen. Alle spurten nur für einen haufen Geld, das sie noch gar nicht hatten.

Aber das sollte bald millionenfach herüberkommen.

Dr. Reitzmann schlürfte den Kaffee, nahm ein Hörnchen dazu und steckte sich eine Zigarette an. Ein fürchterliches Kraut.

Dann ging er weg und kaufte Zeitungen. Es gab nur französische, englische und natürlich spanische.

Mit Französisch kam er einigermaßen durch. Er hatte es auf der Penne acht Jahre lang gebüffelt.

Er las nur die Überschriften. – Politik beschissen, Finanzen beschissen, Wirtschaft in Stagnation.

Wieder im Hotel, fragte er erneut an der Rezeption.

„Nichts, Senor“, lautete die Antwort.

An der Bar nahm er einen Elf-Uhr-Drink.

Er hatte ihn kaum intus, als ein Boy kam.

„Doktor Reitzmann?“

„Derselbe.“

„Telefone, Senor.“

Im Nu war er in der Kabine und drückte die Klapptür zu.

„Hallo!“

„Mein Name ist Urban, BND.“

„Sie lassen sich aber Zeit“, giftete der Arzt los.

„Wann sehen wir uns?“

„Wo sind Sie?“

„Noch in Frankreich.“

„Das kann ja ewig dauern.“

„Nur ein paar Stunden.“

„Ihre Nerven, Mann! Ich sitze hier auf einer Bombe.“

„Darüber hätte ich gerne mehr gewußt“, äußerte der Mann, der sich Urban nannte.

„Hören Sie zu, mein Freund!“ ging Reitzmann in die Offensive. „Ich kann das Zeug auch an andere Leute verkaufen.“

„Dann tun Sie es!“ taktierte der Anrufer geschickt.

„Aber meine Heimat ist meine Burg. Ich bin Deutscher.“

„Um was geht es?“

Reitzmann machte Andeutungen.

„Mein Bruder Erich war der berühmteste Wissenschaftler der alten DDR.“

„Das ist bekannt.“

„Er entwickelte Bakterien oder Mikroben, die alles fressen, was sich ihnen in den Weg stellt. Eisen, Beton, Gifte.“

„Das ist auch bekannt.“

„Wenn Sie alles kennen, warum rufen Sie überhaupt an?“

„Ach, wissen Sie“, sagte Urban, „nur, um den Kram nicht in die falschen Hände geraten zu lassen. Und immerhin hat die Ex-DDR die Forschungen finanziert. Ich bitte nun um Details.“

Reitzmann lieferte sie ihm.

„Die Rettung vor der Ölkatastrophe in der Ostsee, die Vernichtung des Giftmülls in unseren Deponien, die lautlose Zerstörung der Giftgasfabrik in Leuna – das alles ist das Werk der Bakterien meines Bruders. Er kam leider um. Unfall oder Verbrechen? – Das weiß niemand. Aber alle sind hinter den Formeln her. Da steckt noch viel mehr drin. Diese Mikroben fressen sogar die Ruinen von Atomkraftwerken auf, ohne Schadstoffe zu hinterlassen. Ist das etwas?“

„Wenn es wahr ist“, staunte der Anrufer, „dann schon.“

„Kommen Sie her, sehen Sie sich die Akten an!“

„Enthalten sie die Formeln?“

„Kommen Sie her, schauen Sie sich die Akten an!“ wiederholte Reitzmann. „Wann können Sie dasein?“

holte Reitzmann. „Wann können Sie dasein?“

Es dauerte nur kurz. So lange wie das Dividieren von neun durch drei.

„Bis zum Abend.“

„Aber bitte allerspätstens.“

„Wo finde ich Sie?“

„Im Hotel, oder ich hinterlasse eine Adresse.“

„Bis dann, Doktor“, sagte der Anrufer.

Reitzmann hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Bringen Sie ein bißchen Geld mit!“

„Sind Sie knapp?“

„Für den Anfang fünfzigtausend Mark.“

Pause.

„Die muß ich erst beschaffen. Dadurch verzögert sich meine Ankunft.“

„Von mir aus. Aber wir wollen Moneten sehen.“

„Nehmen Sie auch Schecks?“

„Nur bar. Dollar, Franken, D-Mark.“

„Ich tue, was ich kann“, versprach der Anrufer.

Dann legte er so abrupt auf, daß Dr. Reitzmann sich wunderte.

Plötzlich war Stille im Draht. Das paßte Reitzmann auch wieder nicht. Kopfschüttelnd verließ er die Zelle und nahm an der Bar einen Drink und noch einen.

Aber er war zufrieden.

Es läuft, dachte er. Zumindest hatte es angefangen zu laufen.

So fröhlich wie ein total Betrunkener wankte Dr. Reitzmann an Bord des zur Yacht umgebauten Sardinenkutters.

Er war zittrig, aber noch in der Lage, seine Chirurgenhände zu beherrschen.

In der Kutterkabine holte er die Volvo-Dokumente aus der Reisetasche, legte sie in eine der Schubladen unter der Koje,

entkorkte sodann eine Flasche aus braunem Glas mit penetrant beißendem Inhalt. Die offene Flasche stellte er ebenfalls in die Schublade und steckte eine Stricknadel durch den Hals der Flasche. Wenn man die Schublade aufriß und nicht Bescheid wußte, dann fiel die Flasche um, und die Säure ergoß sich über die Papiere.

Reitzmann kam sich dabei mächtig schlau vor.

Er rollte sich in die Kojen und schlief seinen Rausch aus. Es war noch nicht dunkel, da wurde er unsanft geweckt.

Ein schmieriger Typ, mit Pepitaanzug und grellbunter Kravatte angezogen wie ein Zuhälter, sagte:

„Reitzmann?“

„Bin ich. Was steht zu Diensten?“ antwortete er gähnend.

„Tod oder Leben. Wo sind die Papiere?“

Erst jetzt fiel Reitzmann auf, daß der Bursche Deutsch mit wallonischem Akzent sprach.

„Welche Papiere?“ gab er sich überrascht.

Der andere schlug sofort zu. Er landete einen Fausthieb unter Reitzmanns Magen.

„Heraus damit, oder wir machen dich alle!“

Reitzmann stieg aus der Kojen.

„Ich bin deutscher Tourist. Ich protestiere.“

Draußen stand die Sonne tief im Steuerbord-Bulleye. Sie ging also unter. – Der Mann vom BND konnte das nicht sein. Unmöglich.

Der andere, der mit der Kanone, suchte überall herum.

Reitzmann tat, als ob er sich übergebe.

„Mein Gott, mußte das sein?“

Der zweite Mann machte binnen Minuten aus der Kabine ein Chaos. Er suchte in der Pantry, im Vorschiff, kam wieder und zog, weil Reitzmann davor stand, die Schubladen unter der Kojen auf. – Auch die mit der präparierten Säureflasche.

Sie fiel um. Ihr Inhalt ergoß sich dampfend und stinkend

über die Akte.

Der Mann versuchte sie zu retten. Dabei verätzte er sich die Finger und schrie wütend:

„Dieses Schwein hat sie vernichtet!“

„Los, gib's ihm!“

Der mit den verätzten Fingern richtete die Waffe auf Reitzmann und drückte ohne zu zögern ab.

Reitzmanns Augen erstarrten. Er hörte auf zu atmen.

„Was bringt das?“ fragte der im Pepitaanzug.

„Er hat es verdient.“

„Und jetzt?“

„Hinten ist der Eisraum, wo sie früher die Fische lagerten. Da werfen wir ihn hinein.“

„Und?“

„Dann warten wir.“

„Auf wen?“

„Du bist ein Idiot, Shindre.“

Sie schleiften den Toten den Niedergang hinauf über das Deck und in die alte Fischlast.

„Wart es ab!“ sagte der andere.

„War das klug?“

„Schlauer, als du je zu denken vermagst, schätze ich“, sagte der andere in besserem Französisch als sein Partner.

Es regnete. Sie blieben in Deckung.

Es war schon dunkel, da fuhr oben beim Yachtclub ein Taxi vor. Ein Mann stieg aus und schlenderte am Anleger herunter. Vor dem zur Yacht umgebauten Sardinenkutter blieb er stehen.

Er trug einen englischen Burberrys-Trenchcoat und einen Legionärshut wegen des Regens. Seine Hosen waren dunkelblau.

Er schaute sich um und schien Witterung aufzunehmen. Dann sprang er hinüber auf den Kutter, suchte an Deck herum,

klopfte an die Tür zum Niedergang und rief etwas.

„Doktor Reitzmann!“

Da keine Antwort erfolgte, zog er die Tür auf, trat hinein und blieb einige Minuten unten in der Kajüte. Offenbar durchsuchte er sie.

Dann tauchte er wieder an Deck auf.

Dort kippte er das Skylight zum Motorraum hoch und leuchtete mit der Stablampe hinein.

„Doktor Reitzmann!“

Wieder bekam er keine Antwort und schlenderte nun von achtern wieder nach vorn. Vor der hölzernen Verschalung der alten Fischlast blieb er stehen und schien nachzudenken. Mühsam versuchte er, den Deckel zu öffnen, was ihm mit einiger Anstrengung auch gelang.

Kaum hatte er die Luke einen Spalt offen, leuchtete er mit der Stablampe hinein und bewegte den Strahl in alle Richtungen. Jetzt schien er den Mann, der in den Laderaum geworfen worden war, zusehen.

Noch zögerte er.

„Doktor Reitzmann!“

Er schaute sich erneut um.

Im Yachthafen war alles still. Die zwei Männer, die Reitzmann erledigt hatten, verhielten sich lautlos.

Der Fremde im Trenchcoat klemmte die Lampe zwischen die Zähne und hangelte sich die Steigeisen nach unten.

Als er verschwunden war, gaben sich die Killer Zeichen.

Sie verließen ihre Deckung.

„Umlegen!“ flüsterte der eine.

„Lassen wir ihn doch verhungern!“

„Okay!“

„Morgen schon ist er stumm. Niemand kommt an Bord.“

„Hat der Laderaum eine Tür innen?“

„Nur den Eisschacht zwanzig mal zwanzig.“

„Er ist kein Schlangenmensch. Okay!“

Sie krochen an den Lukenrand und beobachteten, daß der Mann unten sich über den toten Dr. Reitzmann beugte. Dann wuchteten sie die Abdeckung zu. – Sie war aus massivem Holz, aus Eisenbahnschwellen, die fast jedem Bohrer widerstanden.

Der Deckel hatte schwere Ösen. Sie laschten sie mit Tauen am Ankerspill fest.

„Die kriegt er nie auf.“

„Luft hat er genug.“

„Luft allein genügt nicht zum Überleben.“

„Und jetzt?“

„Zurück nach Biarritz! Telefon nach Berlin.“

Es lief zwar nicht wie geschmiert, aber das hatte auch keiner erwartet. Man mußte schon froh sein, wenn es ungefähr lief.

10.

X minus 11 Tage

Es war ein Riesenerfolg im Casino von Biarritz.

Linda Braun, der Blondin mit den langen Beinen und der rauben Stimme aus Ost-Germany, brandete Applaus entgegen.

Sie hatte ihre Nummern abgezogen, ganz automatisch, wie in Trance. Gedacht hatte sie dabei an viele andere Dinge.

An Bob und Jo, an ihre Karriere, an Hollywood, an ihre Liebe und an das, was sie dafür aufzugeben bereit war.

Erschöpft und schweißnaß wankte sie in die Garderobe. Eine fremde Garderobiere erwartete sie.

„Madame, ein Glas Champagner?“

„Danke!“

Der Manager kam herein.

„Linda!“

„Was ist?“

„Der Typ von Metro-Goldwyn-Mayer war im Publikum. Er ist total hin von dir.“

„Ich bin auch hin.“

„Er will dich sehen.“

„Der Vertrag ist deine Sache, Pierre.“

„Er wartet aber.“

„Schön, laß ihn kommen! Aber erst später im Hotel.“

„Wie geht es dir?“

„Schlecht“, sagte sie. „Wo warst du gestern?“

„Geschäfte in Brüssel“, log Shindre.

Sie glaubte ihm nicht. Sie hatte einen Verdacht.

„Ich bin müde.“

„Dann verschieben wir das Gespräch mit dem Amerikaner auf morgen“, sagte ihr Agent. „Brauchst du was?“

„Nein. Es geht schon.“

Sie entkleidete sich, duschte, zog sich an. Dann fuhren sie ins Hotel und aßen eine Kleinigkeit.

Oben im Zimmer hatte sie einen schweren Blackout.

„Wenn der Amerikaner kommt“, sagte Shindre, „ist es besser, du schläfst, als ihn in diesem Zustand zu empfangen.“

„Kann ja doch nicht schlafen“, sagte Linda, von Sorgen um Urban geplagt. „Bin zu aufgedreht.“

„Eine Spritze?“

„Hast du eine Schlaftablette?“

„Was immer du willst, Darling.“

Shindre reichte ihr zwei kleine Kapseln mit einem das Vichy-Wasser.

Sie tat so, als nehme sie das Beruhigungsmittel. Sie trank die Flüssigkeit nach, legte sich im Nebenraum hin und stellte sich schlafend. – Sie war Schauspielerin. Schlaf vorzutäuschen war für sie kein Kunststück.

Sie lag da mit geschlossenen Augen und atmete gleichmäßig. Es ging ihr darum, mitzuhören, was ihr Agent und der

Amerikaner sich zu sagen hatten.

Es dauerte nicht lange, dann kam Doubleday.

„Wie fandest du sie heute abend?“ fragte Shindre in übertrieben servilem Ton.

„Ganz gut“, sagte der Produzent. „Wo ist sie?“

„Sie hat sich kurz hingelegt.“

„Gibt es Neuigkeiten?“

„Moment!“ bat der Belgier.

Er ging ins Nebenzimmer, um nachzusehen, ob Linda auch wirklich schlief. Dann schloß er hinter sich die Tür zum Salon der Hotelsuite.

Linda hörte die Männer reden. Sie stand auf und lauschte.

„Sie ist weggetreten. Ich habe ihr zwei Sombral gegeben.“

„Aber nicht übertreiben!“

„Keine Bange. Mal einen Streifen Koks, mal ein etwas stärkeres Kaliber. Ich führe sie am langen Zügel. Was ergab die Kampagne?“

„Sie drang nicht bis in die USA.“

„Gott sei Dank!“

„Wo man nicht schürt, brennt auch kein Feuer“, sagte der Amerikaner. „Die Regenbogenpresse hat noch andere schillernde Vögel. Wie lief es in Spanien?“

„Einigermaßen“, deutete der Belgier an. „Reitzmann ist erledigt.“

„Ex?“

„Leider. War nicht zu umgehen.“ „Und das Material?“ „Löste sich in Säure auf.“

„Dann hat dieser BND-Kurier auch nichts davon.“

„Doch, er hat was davon.“ Der Belgier lachte trocken. „Er ging in die Falle. Aus der kommt er nicht lebend heraus.“

„Unterschätzt diesen Mister Dynamit nicht!“

„Außerdem geht in wenigen Stunden der Brandsatz hoch. Der Kutter ist aus Holz.“

Als Linda Braun das gehört hatte, pochte ihr Herz bis zum Hals.

Die Männer redeten weiter.

„Was wird aus dem Filmvertrag?“

„Mal sehen.“

„Habt ihr schon einen Namen für sie?“

„Ja, wir bleiben bei Linda und ändern nur Braun in Brown. Ganz einfach.“

Die Schauspielerin hielt sich mühsam fest, wankte zum Sofa zurück und legte sich hin.

Im Dunkeln starrte sie zur Decke. Hin und wieder wanderte der Lichtreflex eines an der Meerpromenade vorbeifahrenden Autoscheinwerfers über den Vorhang.

Es dauerte nicht lange, und sie hatte einen Entschluß gefaßt. Ohne Licht zu machen, raffte sie einige Sachen zusammen und wartete, bis die zwei Männer ihr Gespräch beendeten.

Als Doubleday ging, war es eine Stunde nach Mitternacht. Shindre schaute noch einmal nach ihr. Er stand da und sagte:

„Willst du nicht besser zu Bett gehen?“

Sie tat so, als höre sie nichts.

Brummig verschwand er und verließ auch ihre Suite.

Sie hörte ihn den Hotelkorridor entlang in sein Zimmer gehen. Es lag neben ihrer Suite.

Sie wartete noch, bis es drüben still wurde. Dann verließ sie das Hotel.

Oben an der Hauptstraße beim Casino standen noch zwei Taxis. Der eine Fahrer lehnte die Tour ab. Der zweite übernahm gegen Extratrinkgeld die Fahrt nach Spanien.

Sie brauchten für die neunzig Kilometer einschließlich der Grenzpassage zwei Stunden.

In San Sebastian herrschten noch Leben und Verkehr. Die Spanier lebten zur Sommerzeit mehr in der Nacht als am Tage.

Es ging auf 4.00 Uhr, als sie die Hauptstraße nach Bilbao in Richtung Küste verließen. Auf den Höhen vor Bermeo setzte die Dämmerung ein. Unten im Ort war es noch sehr dunkel.

Das lag offenbar an einer dicken schwarzen Wolke.

Der Taxifahrer kurbelte die Scheibe seines R 25 ab.

„Es brennt, Madame“, sagte er. „Stinkt nach Holz und Diesel.“

Sie fuhren zum Hafen und sahen dort die Drehlichter der Feuerwehr, der Polizei und eines Krankenwagens.

Draußen an der kleinen Marina loderten Flammen aus einem Schiff.

„Fragen Sie nach, was passiert ist!“ bat sie voll schlimmer Ahnungen. „Ich kann kein Spanisch.“

Der Fahrer stieg aus und kam nach wenigen Minuten wieder.

„Da müssen ein paar Gasflaschen explodiert sein, Madame.“

„Wo?“

„Auf einer Yacht. Vermutlich ein älteres Schiff aus Holz. Wenn Kunststoff brennt, riecht es anders.“

Es war, als greife eine kalte Hand nach ihr. Sie fühlte ein Würgen im Hals.

„Gab es Tote?“

„Das Feuer hat auch die Pier in Brand gesetzt. Aber sie löschten es. Haben ja massenhaft Wasser zur Verfügung.“

„Gab es Verletzte?“

„Nein.“

Linda war sehr erleichtert – als der Taxifahrer noch sagte: „Aber einen Toten. Er ist bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Sie suchen noch nach anderen Opfern. – Wohin darf ich Sie jetzt bringen, Madame?“

Sie wußte es im Augenblick nicht. Sie konnte keinen logischen Gedanken fassen. Nach Biarritz wollte sie auf keinen Fall zurück. Jetzt nicht mehr. Ihr war alles egal, Vertrag und

Hollywood, nur das eine nicht, nämlich ob Urban Opfer des Brandes geworden war.

Sie erinnerte sich an den Wortlaut des Telegramms.

„Hotel Enrice“, sagte sie.

Vermutlich wußte man dort mehr über Reitzmann oder über Urban.

„Hotel Enrice“, wiederholte der französische Taxifahrer, ließ seinen Diesel an, rollte um das Hafenbecken und in den Ort hinein.

Ziemlich schnell fand er das Hotel. Sie waren schon daran vorbeigekommen. Es brannte noch licht.

Sie sah den Nachtportier an der Rezeption in einer rosafarbenen Zeitung blättern.

Linda Braun entlohnte den Taxifahrer.

„Soll ich warten?“ fragte er. „Wenn ich schon mal da bin.“

„Merci! Stellen Sie meine Reisetasche einfach hin!“

Sie eilte in das Hotel. Der Nachtportier hob den Kopf. Sie schaute sich um,

Links lag der Speisesaal mit dem Durchgang zur Bar. Dort saß ein früher Zecher. Sie erkannte sein breites Kreuz im Glenchecksakko.

In dieser Sekunde fiel alle Verspannung von ihr ab. Sie fühlte die Wärme der Beruhigung aufkommen wie einen doppelten Cognac auf nüchternen Magen.

Sie ging durch die Glasschwingtür, setzte sich neben Urban auf den Barhocker und berührte ihn an der Schulter.

Er drehte den Kopf zur Seite. – Sie erschrak über sein Aussehen.

„Mein Gott, was ist geschehen?“

Er sagte es ihr.

„Sie waren vor mir da.“

„Wer?“

„Wer von diesem Treff wissen konnte.“

„Und von unserem Zusammensein im Nachtexpress. – Was ist mit Doktor Reitzmann?“

„Erschossen.“

„Und die Dokumente?“

„Ein stinkender Papierbrei, von Säure zerfressen, in einer Schublade. Reitzmann haben sie in die Fischlast geworfen. Als ich seine Leiche fand, zogen sie die Schalung zu und belegten sie.“

„Mein Gott! Wie kamst du heraus?“

Er versuchte zu lächeln, aber es blieb bei dem angeborenen Grinsen, hervorgerufen durch die Muskelverkürzung in seinen Mundwinkeln.

„Schweizer Offiziersmesser“, sagte er, „damit kann man angeblich sogar ein Haus bauen. Nur hatte ich leider keines bei der Hand. Aber ich hatte meine Diamant-Nagelfeile.“

Er erzählte, wie er, auf dem Steigeisen stehend, mühsam in stundenlanger Arbeit eine der Bohlen aus dem Rahmen gesägt hatte.

„War verdammt knapp. Oben suchte ich nach einer Sprengladung, denn daß sie zuließen, daß man mich und Reitzmann findet, das war nicht anzunehmen. Aber schon ging die Ladung zwischen den Tanks und dem Motorschott hoch. Ich kam gerade noch heil von Bord.“

„Was trinkst du da, Bob?“

„Mineralwasser.“

„Und das weiße Zeug darin?“

„Sind Tabletten.“

„Wogegen?“

„Gegen alles.“

„Hast du für mich auch eine?“

Er griff in die Sakkotasche, holte einen Streifen heraus und drückte zwei Thomapyrin in ein Glas. Langsam zerlegten sie sich in winzige kleine Rettungsanker.

„Wie kommst du hierher, Linda?“

„Mit dem Taxi.“

„Und warum so plötzlich?“

„Ich hörte ein Gespräch zwischen Shindre und Doubleday.“

Urban goß mehr Wasser auf die Tabletten, wartete und rührte mit dem Zeigefinger um.

„Es hilft auch gegen eingeschläfernte Füße und abgeschlafte Gedanken.“

Sie trank. Die Kopfschmerzen begannen sich bald aufzulösen wie Nebel, wenn eine frische Brise wehte.

Eine junge Frau im hellen Sommerkostüm kam herein. Sie suchte jemanden, entdeckte Urban und ging auf ihn zu.

„Senor, haben Sie den Wagen bestellt?“

Urban nickte.

„Es dauerte ein wenig länger. Wir mußten ihn erst in Bilbao bei der Zentrale abholen. Und dann die kurvenreiche Straße.“

„Nun sind Sie ja hier.“

„Papiere, Schlüssel und die Rechnung, Senor.“

Er zahlte in bar mit Dollars. Er hatte genug davon, um Dr. Reitzmanns Dokumente auszulösen.

„Der rote Hundertneunziger steht gegenüber.“

„Rot? Ging es nicht weniger auffällig?“

„Nicht in so kurzer Zeit“, erklärte die kaum zwanzigjährige Angestellte des Autovermieters. „Der Tank ist voll.“

Sie folgten ihr.

Urban warf seine Reisetasche hinein, Linda die ihre.

„Ich fahre aber nicht nach Biarritz“, sagte er.

„Ich auch nicht.“

„Meine Richtung ist eine völlig andere.“

„Meine auch. Ich fahre dahin, wo du hinfährst.“

„Zu Gianfranco.“

„Glaubst du etwa...“

„Nein. Ich hoffe nicht einmal. Ich habe nur so ein eigenarti-

ges Gefühl.“

„Eine lange Fahrt.“

„Nur sechshundert Kilometer“, schätzte Urban, „oder ein paar mehr“, und ließ den Motor an.

11.

X minus 8 Tage.

In der alten Backsteinvilla eines westlichen Vororts von Görlitz, nur wenige Steinwürfe weit von der polnischen Grenze entfernt, schrillte morgens um sechs Uhr das Telefon.

Es war ein schwarzer Kasten mit Drehwähler, ungefähr fünfzig Jahre alt und damit etwa halb so alt wie das Haus.

Das Telefon hatte noch die Deutsche Reichspost 1935 installiert. Das Haus selbst war von einem Holz- und Lederkaufmann anno 1880 errichtet worden.

Die Familie des Kaufmanns hatte im Zweiten Weltkrieg den Tod gefunden. Das leicht beschädigte Haus war wieder aufgebaut worden. Heute gehörte es einem Mann, der es auf krummen Wegen von der alten DDR-Regierung erworben hatte.

Im Bezirk Bautzen munkelte man, daß er für das Ministerium für Staatssicherheit gearbeitet habe. Dennoch ließ man ihn unbehelligt.

Dieser Mann, ein schwergewichtiger Fünfziger mit Glatze und dem Auftreten eines Feldwebels, langte unter der Bettdecke hervor zum Telefon.

Er und seine Freunde hatten ausgemacht, daß sie sich stets früh am Morgen anrufen würden. Nur zu dieser Zeit war im maroden Telefonnetz der Ex-DDR überhaupt durchzukommen.

Als könnte er mit Augengläsern besser hören, setzte der Mann im Bett seine Brille auf.

„Was gibt's, Pitt?“ schnauzte er.

„Wenig Gutes.“

„Fang mit dem Allerschlechtesten an!“

Schonungslos berichtete der Anrufer:

„Reitzmann ist tot.“

„Dann fährt er seinem Bruder zur Hölle hinterher. Wie starb er?“

„Erst durch Blei, dann durch Feuer.“

„Und die Dokumente?“

„Die hat er mit einem Säuretrick vernichtet. Wir haben uns die Fingerkuppen weggeätzt. Trotzdem ist nichts zu retten gewesen.“

Der Angerufene kommentierte mit einem Fluch.

„Und der BND-Schnüffler?“

Der Mann, der mit Pitt angesprochen worden war, kicherte jetzt.

„Mitgegangen, mitgehangen. Er fand Reitzmann, steckte seinen Rüssel zu tief in den Laderaum, und wir machten die Falle dicht.“

„Ging er mit hops?“

„Anzunehmen.“

„Trotzdem Vorsicht! Der Bursche ist ein As. Ein As wie Hartmann. Die beiden sind Katzen. Sie haben sieben Leben, sind nicht kaputtzukriegen. Also aufpassen!“

Für den anderen war der Name Hartmann das Stichwort.

„Sie suchen Hartmann wie der Teufel eine fromme Seele.“

„Versteht sich“, sagte der Mann im Bett. „Reitzmann eins ist tot. Reitzmann zwei ist tot. Der Safe Nummer zweiundzwanzig steht leer und zerbröselt in Hartmanns Haus am Müggelsee, wie wir inzwischen erfuhren. Bleibt nur noch eines.“

„Der General persönlich.“

„Und der schweigt.“

„Ob er etwas weiß?“

„Er behauptet, nichts zu wissen. Er braucht uns aber nur zu sagen, wo wir es finden. Denn daß es etwas gibt, ist jedem

klar. Reitzmann war Forscher. Solche Leute hinterlassen vielleicht eine Menge Unordnung und halbgelöste Probleme, aber wenn sie der Natur etwas abtrotzen, verwahren sie es allein schon aus Ruhmsucht äußerst gewissenhaft.“

„Dann macht Hartmann zur Schnecke!“

„Haben wir.“

„Und?“

„Er hält eisern dicht.“

„Wie lange noch?“

„Ich fürchte, noch sehr lange“, sagte der Mann im Bett und

ließ nun seinerseits die schlechteste Nachricht heraus: „Hartmann ist entkommen.“

Zunächst war Funkstille im Draht.

„Wie das?“

„Ein Topagent ist eben ein Topagent.“

„Zum Teufel, das wußtet ihr doch.“

„Aber, zum Teufel, wer kannte seine tausend Tricks?“

„Er entkam aus dem Bunker?“ staunte Pitt ungläubig.

„Aus dem Bunker im Bunker in der Festung und an den Wachen vorbei. Ein wahrer Satansbraten.“ Der Mann in Görlitz blieb trotzdem ziemlich kühl.

„Aber das Geschäft werden die uns nicht vermässeln. – Hör zu! Wir haben ungefähre Vorstellungen, wo Hartmann sein könnte.“

„Dann tut etwas!“

„Ihr müßt etwas tun“, sagte der Mann im Bett, schwang nun die Beine heraus, knöpfte seinen gestreiften Schlafanzug über dem Bauch zu und suchte nach Zigaretten. „Ihr seid näher dran, Pitt.“

„Verstehe ich nicht.“

„Hör zu, Pitt!“ erklärte der Mann in Görlitz eindringlich. „In sein Haus kann er nicht zurück. In seine Wohnung auch nicht.“

Sein Kumpel beim BND in München ist für ihn nicht mehr erreichbar. Bei wem also versucht er unterzutauchen? – Bei seiner Geliebten. Er findet gewiß heraus, wo sie ist. Für einen Mann wie Hartmann kein Kunststück. Er wird sich mit ihr zu treffen versuchen, da bin ich ganz sicher. Also spannt das Netz und werft es über ihn, sobald er auftaucht!“

„Wo?“ fragte Pitt. Es klang einfältig, war es aber nicht.

„Zum Teufel, im Dunstkreis dieser Frau.“

„Schlechte Nachricht Nummer drei“, erwähnte Pitt jetzt. „Linda Braun ist ebenfalls weg.“

„Seit wann?“ schnaubte der Mann in Görlitz.

„Seit gestern nacht.“

„Sie hat doch Verträge in Biarritz.“

„Und in Madrid und in Barcelona und in Mailand und in Rom. Aber was schert eine Frau das, wenn die zwei Männer, auf die sie scharf ist, in der Klemme stecken?“

Jetzt fluchte der Mann in Görlitz, aber nur, weil er sich beim Anstecken der Zigarette am Feuerzeug den Finger verbrannte.

Er fragte Pitt weiter aus und kam zu dem Schluß, daß Linda Braun möglicherweise das Gespräch mit Doubleday belauscht hatte und nach Spanien gefahren war. Dann war sie dort aktiv geworden.

„Ist der Kutter verbrannt?“

„Sie gaben es im Radio durch.“

„Wie viele Tote?“

„Zunächst hieß es zwei, dann einer. Sie untersuchen den Kutter erst noch einmal.“

Der Mann in Görlitz dachte angestrengt nach.

„Wenn die zwei zusammenfanden, Dynamit und die Braun, dann suchen sie gemeinsam einen Dritten. Und der heißt Jo Hartmann. Da fresse ich einen Piassavabesen. Also nichts wie hinterher!“

„Leicht gesagt bei dem Vorsprung.“

„Ich lasse nachforschen“, versprach der Mann in Görlitz.
„Vielleicht besitzt einer von den dreien in Spanien eine Datenschä, ein Refugium.“

„Ein was?“

„Einen Unterschlupf oder Freunde oder wer weiß was. Ich lasse das checken. Du meldest dich wieder, Pitt!“

Pitt hatte noch eine Frage.

„Ich halte nicht allzuviel davon. Das sind doch gerissene Hundesöhne. Hartmann und Urban, die würden jeden Verfolger aufs Kreuz legen.“

„Du mußt immer positiv denken!“ forderte der Mann in Görlitz.

„Na schön, ich denke also positiv. Wenn wir sie also positiv haben, was dann?“

„Dann macht drei Pakete daraus!“

„In Spanien?“

„Irgendwie muß man sie hierherbringen. Dazu braucht man Spezialisten. Aber kriegt sie erst mal! Die Mühe wird sich lohnen. Danach haben wir alle ausgesorgt. Wir und die Organisation.“

„Dann ist Sonnenaufgang den ganzen Tag, sagte mal ein deutscher Dichter.“

Damit war das Gespräch beendet.

Der Mann in Görlitz ging in die Küche zum Kühlschrank, wo ein frostbeschlagenes Glas Wodka stand. Er füllte es schon abends auf und nahm es morgens vor dem Frühstück als Medizin.

Der Behälter, ein ehemaliges Zahnputzglas, faßte gut und gern vier Doppelte.

Der Mann kippte den Inhalt und fühlte sich sofort besser. Er fühlte sich auch nicht mehr ganz so kaputt wie nach dieser Reihe von Hiobsbotschaften. Und es gab da diesen Leitspruch der Organisation: Durch Nacht zum Licht!

Im Moment war es dunkel ringsum. Aber nicht mehr lange.

12.

X minus 7 Tage.

Gianfranco, ein ehemaliger Agent des spanischen Geheimdienstes Brigada investigación, den es beim Einsatz in Marokko schwer erwischt hatte – er zog beim Gehen das linke Bein nach wie einen schlaffen Wurmfortsatz –, betrieb in Lloret de Mar eine Bar.

Als Urban mit Linda nach einer langen Fahrt – von Westen an den Pyrenäen entlang, vom Atlantik bis ans Mittelmeer, vom Morgen bis in den frühen Abend – hinkam war Gianfrancos Bar noch leer.

Urban wandte sich an den Barmann.

„Ist Gianfranco da?“

„Bedaure nein, Señor.“

„In seinem Haus?“

„Nein, Señor.“

Gianfranco war stets erreichbar, entweder in seiner Bar oder in seinem Haus oder auf seinem Boot, mit dem er in die Bucht zum Fischen fuhr.

„Dann ist er draußen auf dem Wasser.“

„Drinne in der Chirurgischen Abteilung des Hospitals der

Armee in Barcelona, Senor.“

„Kriegt er eine neue Achterflosse?“

„Ja, sie machen die siebzehnte Operation, ziehen ein paar neue Sehnen vom Gehknochen zum Muskel. Er wird wieder ohne Krücken laufen können, so die Madonna es will.“ Der Barmann schlug das Kreuz.

Urban bestellte Drinks, Daiquiris, die sie bei Gianfranco vorzüglich mixten. Dann ging er nach hinten. Es gab da noch diverse Räume: die Toiletten, den Lagerraum mit den Kühlschränken, den Schnaps- und Weinkartons und Gianfrancos winziges Büro. Gianfranco hatte nur die Lizenz für die Bar, aber die Mauern, wie man in Spanien sagte, gehörten ihm nicht.

Urban fand nicht, was er suchte. Keine Spur von Jo Hartmann. Als er zu Linda zurückkam, saß sie schon vor dem dritten Daiquiri und rauchte einen schwarzen Zigarillo. Sie war mit den Nerven runter und kippte die Rumdrinks wie Wasser. Dabei blickte sie Urban fragend an.

„Keiner da“, sagte Urban.

„War wohl eher eine Fata Morgana.“

„Wenn Jo hier ist, dann versteckt Gianfranco ihn entweder im Lokal oder in seinem Haus.“

„Worauf wartest du noch?“

„Fahren wir hin!“ entschied Urban.

Er zahlte, nahm eine Handvoll Cashewnüsse mit und kaute sie, während sie durch Lloret Richtung Gerona hinauf in die Hügel fuhren.

Mit der Abfindung vom BIS vor vier Jahren hatte Gianfranco nicht nur die Barlizenz gekauft, sondern auch eine Residencia.

Ein Madrider Baulöwe hatte an die Ostseite der Hügelkette hübsche weiße Villen gesetzt. Jede mit Pool und Tennisplatz. Vorwiegend für Deutsche und Schweizer Anleger. – Eine davon hatte Gianfranco sich geschnappt. Gewiß die hübsche-

ste.

Über einem Viereck von Arkaden ragten kleinere Arkaden empor, von denen man über Terrassen ins Haus gelangte.

Das Areal, mindestens zwei Hektar groß, bepflanzt mit Zypressen, Oleander und Korkeichen, war von einer Mauer umgeben. Das Tor bestand aus zwei Flügeln. Der große für die Autos, der kleine für Leute ohne Auto.

Urban parkte den roten Mercedes 190 gegenüber.

„Sieht alles verdammt zu aus“, bemerkte Linda. „Sogar die Äste der Bäume sind heruntergelassen.“

Ohne Kommentar stieg Urban aus.

Das große Tor und auch das kleine aufzusperren war ihm zu umständlich. Er schaute nach links und rechts. Niemand war zu sehen. Und schon stand er drüben.

Von innen entriegelte er das Doppeltor. Linda kam ihm nach.

Sie gingen durch den blühenden Garten. Alles war bunt. Gelbe Mimosen, rote Bougainvilleen und blaue Blumen, die Urban als Vergißmeinnicht bezeichnete. Aber in Botanik war er eine Null.

Oben gingen sie erst ums Haus. Mit seiner Kreditkarte öffnete Urban die Schnapper der Küchentür.

„Simsalabim“, sagte er.

„Gewußt wie, sagte Gott, der Herr, am siebten Tag der Schöpfung.“

Im Haus war es still und tot wie in einem Sarg der Luxusklasse.

Urban trat in die Halle und schnupperte.

„Riechst du etwas?“

„Ja, Knoblauch.“

„Das andere.“

Es stank ein wenig nach Apotheke.

„Sagrotan“, vermutete Linda, „oder Lysol.“

Sie suchten das Parterre ab, das Obergeschoß, dann auch den Keller. Aber sie fanden nichts.

Urban sank in einen der Kaminsessel.

„War wohl ein falscher Irrtum.“

Linda kam aus der Küche. Sie hatte einen Plastikbeutel in der Hand. Er war zugeknötet. Drinnen sah man deutlich Mullbinden und Watte voller Blut und etwas Gelbem. Vielleicht Eiter.

„Ist das eine Klinik hier?“

Urban winkte ab.

„Das Schrapnell, das Gianfrancos Haxe zerschlug, riß böse Wunden. Vermutlich nassen sie mitunter noch. Er war fast ein Pflegefall.“

Linda brachte die Tüte zurück in den Kippeimer.

„Und jetzt, großer Spion?“

Nach der anstrengenden Fahrt quer durch die Iberische Halbinsel und der Sucherei stand Urban der Sinn nach einem Alkoholinfarkt.

Er suchte nicht lange herum. Er wußte, wo die scharfen Sachen standen. Gianfranco leitete eine Bar, deshalb mußte er im Haus nicht auch noch eine Bar haben. Er versteckte seine Flaschen in einem aufklappbaren Globus.

Urban öffnete ihn, goß zwei Gläser voll mit Gin, denn etwas anderes als englischen Gin, spanischen Cognac und spanischen Wodka gab es nicht. Da zog er englischen Gin vor.

Er reichte Linda das Glas.

„Suum cuique!“ sagte er, statt prost.

„Was heißt das?“

„Ist lateinisch.“

„Ich habe nur Mittelschulbildung mit Viererabschluß.“

„Jedem das Seine“, übersetzte er.

Auch nach dem dritten Doppelten wußte er noch keinen Rat.

Sie hatten alle Spuren ihres Besuches gelöscht und die Residencia verlassen.

Sie gingen auf dem Kiesweg zur Straße. Urban zog das Tor ins Schloß. Es dämmerte. Die Sonne stand schon hinter den Höhen im Westen.

„Ich mag Spanien“, schwärmte Linda, „schon weil es so wunderbar nach Spanien riecht.“

„Und ich mag Linda Braun, weil sie nach Linda Braun schmeckt“, sagte Urban. „Aber ich hasse Rätsel, weil sie nach Rätsel stinken.“

„Nach Unlösbarkeit“, vermutete sie.

„Gelöste Rätsel sind keine Rätsel mehr.“

„Du meinst damit Jo.“

„Wo, zum Teufel, ist der Knabe?“

Sie stiegen ein und fuhren los, weiter nach Gerona in Richtung Autobahn.

„Und jetzt?“ brach Linda ihr Schweigen.

„Wo, zum Teufel, steckt er?“ wiederholte Urban seine Frage.

Und er bekam prompt eine Antwort, mit der er nicht gerechnet hatte.

„Hier!“ antwortete jemand von hinten.

Linda schrie auf vor Schreck. – Urban verriß den 190er, bremste aber nicht. Er ging nur vom Gas.

Der Mann lag hinten in dem schmalen Raum zwischen Vordersitzlehne und Rücksitzkante. Als er sich aufrichtete, sahen sie sein wirres Haar und den Dreitagebart. Er ähnelte einem zerknitterten, halbleeren Luftballon.

„Da staunt ihr, was?“ sagte Jo Hartmann.

„Dir traue ich alles zu“, reagierte Linda wütend. „Wie konntest du mir das antun?“

Hartmann grinste.

„Das verstehst du nicht. – Hast du eine Zigarette, Bob, für einen Penner?“

Urban warf die Schachtel nach hinten, dazu Streichhölzer. Dann überholte er einen Lastwagen.

Als er wieder eingeschert war und die weite Kurve den Berg hinauf nahm, sagte er:

„Wozu das Affentheater?“

„Du meinst, daß ich mich aus dem Haus schlich, als ihr ankamt, und mich in diesem Blechgehäuse verbarg?“

„Wer sucht dich hier außer uns?“

Da begann Hartmann zu erzählen.

„Wenn du dort gewesen bist, wo ich eine Weile war, dann versuchst du alles, um nicht wieder dahin zu kommen.“

„Bis du gesund?“ fragte Linda besorgt.

„Weiß Gott, nein.“

„Verletzt?“

„Ich hatte ein paar Prellungen und Abschürfungen. Nicht weiter schlimm. Heilt schon ab. Aber blühende Gesundheit ist was anderes.“

„Wo warst du?“

„Im alten DDR-Bereich“, berichtete Hartmann, „hatte der Stasi eine Reihe geheimer Befehlsstellen. Bunkerartig wie die ehemaligen Führerhauptquartiere. In eine davon in Hinterpommern, nahe der polnischen Grenze, brachten sie mich. – Von Ferne sieht es aus wie ein Müttergenesungsheim hoch oben am Berg. Darunter befinden sich vier atomsichere Bunkeretagen. Versuch dort mal zu fliehen, nachdem sie dich eine Woche lang nach allen Regeln der Kunst fertiggemacht haben!“

„Wer?“

„Dieselben Typen, die mich überfielen, als ich am Müggelsee zum Fischen rausfuhr. Sie kamen mit einem Motorboot und mit Froschmännern. Sie verpaßten mir einen Narkose-

schuß aus der Harpune. Danach trat ich erst mal eine lange Weile weg.“

Urban zählte zusammen. Das alles sah nach einer konzentrierten Aktion ehemaliger Stasi-Leute aus.

„Warum?“ fragte er.

„Schätze, du weißt es. Daß ihr hier seid und mich sucht, beweist es. Mit Tresor zweiundzwanzig fing es an.“

„Der ist nur noch Rost.“

„Nicht, was drin war.“

„Reitzmanns Hinterlassenschaft.“

„Die Theorie dessen, was in der Praxis den Safe zerstörte.“

„Und um was handelt es sich dabei?“ fragte Linda

„Das verstehst du nicht, Darling“, sagte Hartmann. „Außerdem ist es besser, du weißt nicht allzuviel. Es gibt Dinge, die bringen einen um, wenn man von ihnen Kenntnis hat. Dazu war ich leider ausersehen. Erst sollte ich reden, ihnen die Fakten liefern, dann ab auf den Müll mit General Hartmann! So sollte es laufen.“

„Reitzmanns letzte Mikroben-Generation“, tippte Urban.

„Richtig. Aber niemand hat eine Ahnung davon, wozu sie wirklich gut ist.“

„Und du hast keine Ahnung, wie ich mich um dich gesorgt habe“, sagte Linda.

„Und ich mich um dich, Darling.“

Hartmann hatte die MC geraucht und warf die Kippe aus dem Fenster.

„Ich weiß auch, wie sie dich aufs Kreuz legten, nur, um mich unter Druck zu setzen. Hast aber prima reagiert, altes Mädchen.“

„Danke! Wie kamst du aus dem Bunker? Kannst du neuerdings durch Betonwände gehen?“

Es war schnell erzählt. Hartmann kannte die Bunkieranlagen der alten Stasi-Befehlsstellen. Sie waren alle nach demselben

Plan errichtet worden. Außerdem hatte für die Gruppe der Entführer ein Mann gearbeitet, der in Hartmanns Abteilung gewesen war.

„Er hatte Probleme mit einer Frau. Sie war als Dissidentin festgenommen worden, nachdem man ihr Rauschgift in die Wäsche geschmuggelt hatte. Ich konnte etwas für die beiden tun. Das hat er mir nicht vergessen. Er half mir durch gewisse Nachlässigkeiten zu entkommen.“

„Ließ er die Tür offen?“

„Er ließ sich niederschlagen und überwältigen. Und er sorgte dafür, daß seine Kleidung ungefähr für mich paßte. Auch etwas Geld hatte er bei sich. – Leider merkten sie es zu früh. Sie hetzten mich mit Hunden und Fahrzeugen. Ich kam bis Cottbus. Dort hatte ich einen Koffer stehen. Dann rief ich bei dir an, Bob. Leider war keiner da. – Ich dachte, besser du machst über einige Grenzen weg.“

Da fiel mir Gianfranco ein. Ich kam bis Spanien. Er stellte mir sein Haus zur Verfügung. Klar, daß ich erst mal blieb. Irgendwann, dachte ich, taucht irgendeiner auf. Du warst schneller als die ändern. Ich bin aber sicher, daß sie noch kommen werden.“

„Was sind das für Leute?“ fragte Urban. „KGB oder die Amerikaner von CIA?“

„Ja und nein“, antwortete Hartmann voller Zweifel.

„Igor hat mich unterrichtet, daß du verschwunden bist.“

„Alle sind sie hinter Reitzmanns Mikroben her. Die Freunde in Moskau wie die Freunde von der CIA. Aber andere waren offensichtlich schneller.“

„Wen gibt es noch?“

„Eine internationale Gruppe von Geschäftsleuten, die den Wert von Reitzmanns D-Serie abzuschätzen wissen und die Formel gern an den Meistbietenden verkaufen wollen.“

„Mit Hilfe alter Stasi-Seilschaften.“

„Wie immer steckt eine Menge Geld dahinter. Internationales Kapital. Und glaube mir, es lassen sich Milliarden damit scheffeln.“

Die erste Tankstelle von Gerona tauchte auf.

Wie immer, wenn sie unter Menschen kam, machte Linda sich schön. Sie kramte Lippenstift und Puderdose aus ihrer Handtasche und besserte ihr Make-up auf.

„Du hast die Dose noch?“ Hartmann nahm sie ihr ab und ließ die Steine in der Abendsonne funkeln. „Beinahe wie echt.“

„Sie sind echt“, sagte Linda.

„Ja, echt Glas und echt Gold-Double. Aber trotzdem recht wertvoll. Ich an deiner Stelle würde darauf achten, sie nicht zu verlieren. Du solltest sie auch nicht verschenken!“

Sie drehte sich um und sagte:

„Eher verschenke ich mein Herz.“

„Wer’s glaubt.“

„Als du weg warst, Jo, dachte ich, daß du mir diese Dose gabst, damit ich darin etwas für dich aufbewahre. Aber sie enthält nichts.“

„Vielleicht eine Million Dollar“, scherzte er.

Urban hatte beobachtet, wie Jo Hartmann besonders aufmerksam die Diamantsplitter des Monogramms in der Sonne geprüft hatte. – Gab es etwa einen Mikropunkt in einem davon?

Ihm war nichts aufgefallen.

In Gerona hielten sie an einer Bar und nahmen einen Kaffee zu sich.

Hartmann hinkte ein wenig beim Gehen und wirkte nicht so superelegant wie gewohnt. Die Sachen von Gianfranco waren ihm zu weit und zu kurz.

Also besorgten sie Jeans, Hemd und Alpargatas für Hartmann. Dann fuhren sie weiter.

Hartmann schaute sich immer wieder um.

„Kein Verfolger“, beruhigte Urban ihn.

„Noch nicht“, sagte Hartmann.

„Was ist mit der Puderdose?“ wollte Linda wissen, als sie schon auf die Autobahn Richtung Norden wollten.

„Frag besser nicht!“ wich Hartmann aus.

„Ich frage aber. Nach dem, was ich deinetwegen mitgemacht habe, habe ich ein Recht, es zu wissen.“

„In einem der Steine ist ein Mikropunkt“, rückte Hartmann heraus, „mit einem Teil von Reitzmanns Produktionsverfahren für Mikrobe D. Der Film allein nützt jedoch wenig. Man braucht auch noch den zweiten Film zu Ergänzung. Nur übereinanderkopiert ergeben sie etwas Brauchbares.“

„Und wo ist der zweite Punkt?“

„Das klären wir in der nächsten Stunde“, sagte Hartmann grinsend.

„Du bist noch derselbe Geheimniskrämer wie früher“, brauste Linda auf. „Fang nicht wieder mit der alten Idiotentour an! Nicht mit uns!“

Hartmann wandte sich an Urban.

„Du schließt dich dieser Meinung an?“

„Hundertprozentig!“ sagte Urban.

Hartmann kannte ihn lange gut genug, um die Übertreibung richtig zu werten.

Sie erreichten die Grenze bei La Junquera und fuhren dann zur Küste.

Im französischen Teil der Costa Brava, bei Port Vendres, nahmen sie Nachtquartier.

Linda hatte auf getrennten Zimmern bestanden. Dies, um Komplikationen zu entgehen.

Nach einem spät eingenommenen Abendessen gingen sie schlafen.

Am Morgen – Urban rasierte sich gerade am Bade-

zimmerfenster – sah er Hartmann schon vom Strand heraufkommen. Auf der Hotelterrasse nahm er den ersten Drink.

Urban ging zu ihm hinunter.

Hartmann winkte ihm mit müder Lässigkeit.

„Warst du heute nacht bei Linda?“ lauteten seine Worte.

„Hatte andere Sorgen.“

„Ich hörte Stimmen bei ihr.“

„Und du hast nicht geträumt?“

„Die Stimmen von Männern“, beharrte Jo. „Sie sprachen nicht deutsch.“

„Ich habe nichts gehört“, erklärte Urban wahrheitsgemäß.

„Mein Zimmer liegt nebenan. Warum bestand sie darauf, daß ich nicht bei ihr schlafe?“

Urban wechselte das Thema.

„Wahrscheinlich eine Halluzination. Linda läßt sich nicht mit jedem ein.“

„Gefällt mir nicht.“

„Mißtraust du ihr?“

„Gefällt mir nicht“, wiederholte Hartmann. „Einiges.“

Er stand auf und ging an die Bar. Da sie nicht besetzt war, goß er noch einen zweiten Whisky ein. Er kam wieder, das beschlagene Glas in den Händen rollend.

„Wie geht es weiter?“ fragte er.

„Erst mal nach München.“

„Und dann?“

„Wird man sehen. Bei uns bist du in Sicherheit.“

„Man muß dieses Rattenpack schnappen.“

„Wir lassen uns etwas einfallen.“

„Mit Tricki-Trick-Trickens.“

Hartmann blickte aufs Meer hinaus. Es war fast glatt. Die Sonne ging auf. Tomatenrot hing im Dunst des Horizonts. Ein paar Fischerboote lagen vor Netz.

„Mit dem Auto bis München“, ging er das Thema erneut an.

„Ich rufe in Pullach an. Sie sollen Spiegel mit der Cessna nach Montpellier schicken.“

„Bis dorthin werden wir den Jungen wohl noch unbeschädigt bringen“, bemerkte Hartmann spöttisch.

„Hoffen wir’s“, sagte Urban.

Er war ziemlich sicher, daß sie heute noch in Montpellier in der Cessna sitzen würden, um Richtung München zu fliegen.

Eine Stunde später, nach dem Frühstück, als sie weiterfuhren, war er nicht mehr so sicher. Es war ihm, als würden sie verfolgt. – Und zwar von einem schwarzen Peugeot 605.

Diesmal saß Hartmann vorn neben Urban und Linda hinten.

Urban machte Hartmann ein Zeichen. Hartmann wußte, um was es ging, und nickte unmerklich.

13.

X minus 5 Tage.

Das Büro des BND-Vizepräsidenten erreichte am Morgen ein Anruf. Er selbst war in Bonn. Seine Sekretärin nahm ab und unterstrich die Notiz rot.

Gegen Mittag kam der Vize vom Vortrag im Kanzleramt zurück.

Kaum hatte er sich etwas erfrischt, sagte seine Sekretärin:

„Professor Stralman ist soweit.“

„Warum erfahre ich das erst jetzt?“

„Sollte ich in Bonn deswegen...“

„Aber ja. Ich wurde vom Minister mehrmals gefragt und kam mächtig ins Schwimmen. – Von Urban etwas gehört?“

„Laut Operationsabteilung ist seine Meldung überfällig.“

„Rufen Sie Stralman an! Ich bin schon unterwegs.“

Der Vize mußte von seiner Präsidentenetage sieben Stockwerke in die Tiefe fahren. Unter der Straßenebene lag das

Basement mit der einige tausend Quadratmeter großen Technischen Abteilung.

Stralman saß in seinem Büro, das, an seiner internationalen Reputation gemessen, fast schäbig war. Selbst Nobelpreisträger hausten oft in unscheinbaren Laborlöchern. Aber echten Wissenschaftlern ging es um Ergebnisse, nicht um Schönheit der Arbeit.

Der Vize sank in den Ledersessel vor dem Stahlrohrschreibtisch. Der Sessel hatte zwar keine Löcher im Bezug, denn millimeterdickes Rindsleder hielt Jahrhunderte aus, aber die schwarze Farbe war schon abgewetzt.

Der Professor, mit Labormantel, schwarzem Hemd, roter Fliege und goldenem Zwicker, sagte:

„Alles aufbereitet.“

Er sagte nicht *vorbereitet*, sondern deutlich *aufbereitet*.

Der Vize schielte zum Kalender. Es war ein ungerader Tag. Deshalb trug Stralman heute einen weißen Labormantel. Vor sich hatte er ein einziges Blatt Papier und eine Petrischale mit braunem Staub darin.

„Ist das alles, Professor?“

„Leider mehr als genug.“

In der Schale mit dem braunen Pulver lag noch etwas silbrig Schimmerndes. Es sah aus wie eine Stecknadel oder die Hälfte davon.

„Nähern wir uns mutig dem Unbegreiflichen!“ schlug der Vize vor, diesmal mit Blick auf seine Cartier-Uhr. Er hatte immer wenig Zeit.

Stralman lehnte sich zurück, nahm das Blatt und sagte.

„Über Reitzmanns Forschungsarbeit haben wir uns bereits unterhalten, über gewisse Mikrobenstrukturen A, wie Anton, B wie Bruno und C wie Cäsar. A frißt organische Stoffe wie Erdöl et cetera. B frißt toxische Produkte, Gifte, Chemieabfälle, Kunststoffprodukte. Mit C erzielte Reitzmann eine Ko-

lossalwirkung. Sie vernichtet hochaktive Stoffe wie Nervengase, Tabun, Sarin, Senfgas, mitsamt den Anlagen, in denen sie produziert wurden. Und dann muß Doktor Reitzmann vor seinem Tod noch einen genialen Einfall gehabt haben. – Er entwickelte die Serie D wie Dora. Dora macht sich über alles her, von Beton bis Edelstahl, von Metallen gar nicht zu reden. Egal, womit Sie diese Dora füttern, sie wird mit allem fertig. Auch mit Panzern und Kanonen.“

Der Vizepräsident betrachtete seine manikürten Fingernägel. Er war ein ziemlich kultivierter Mann. Kein Sportler, kein Turner. Vermutlich kam er mit eigener Kraft nicht einmal die Kletterstange hoch, doch für den zweiten Mann eines Geheimdienstes war das auch nicht nötig. Hier zählte nur Kopf. Für Kraftakte hatte er seine Leute. Weil er stets mitdachte, und deshalb meist schon weiter war als die anderen, bemerkte er:

„Verdammt! Verdammt! Dann fressen diese Viecher ja ganze Atomkraftwerke auf.“

„Womit sie der Menschheit in Zukunft eine große Sorge abnehmen“, bemerkte Stralman und hängte noch eine Vermutung hintendran: „Andererseits machen sie aber auch den Supermächten große Sorgen. Denn wer Stahl frißt, dem schmecken auch Granaten, und für den ist Sprengstoff ein Leckerbissen.“

„Sprengstoff, wiederholte der Vize langsam und die Silben betonend. „Sie meinen doch nicht etwa auch...“

„Warum sollte ich es ausschließen?“

„Auch Nuklearsprengstoffe?“

„Das konnten wir nicht testen“, bedauerte Stralman. „Aber wir fütterten sie mit einem Gramm hochangereichertem Uran. Sie wurden im Nu fertig damit.“

Der Vize riß die Augen weit auf. Es sah so aus, als würden

sie herausfallen.

„Das, das ist ja ungeheuer.“

„Ja, eine ungeheure, wundervolle Erkenntnis. – Vorausgesetzt, man hat die Mikrobe D wie Dora.“

Nun beugte der Vizepräsident sich vor und nahm die Petrischale mit dem braunen Pulver näher in Augenschein.

„Das Material, das Urban vom Müggelsee mitbrachte. Ist das richtig?“

„Von diesem Material blieb nicht einmal Rost übrig. Bei dem, was Sie hier sehen, handelt es sich um eine bakterielle Ausscheidung mit relativ gebremster Wirkung.“

„Und die Nadel da?“

„Der Rest einer Zwischenmahlzeit der Reste von Dora.“

Der Vize lehnte sich schauernd zurück.

„Okay, ich habe was von Computerviren gehört.“

„Die arbeiten mehr elektronisch.“

„Man stelle sich vor, einer impft ein Flugzeug, ein Auto, ein Schiff mit diesem Zeug, und es bricht unterwegs zusammen.“

„Dafür gibt es immer Vorzeichen“, beruhigte Stralman ihn.

„Außerdem sind diese Mikroben ohne genügend Futter nicht unbegrenzt lebensfähig. Man muß sie schon wie Kühe auf die Weide bringen oder an den gedeckten Tisch.“

„Wo bewahrt man sie auf?“

„Vermutlich in mineralischen Gläsern.“

Sie erörterten alle möglichen Theorien, dann ging es um die Praxis.

„Und Reitzmann fand das alles?“

„Ja, als einziger zunächst. Auch andere Forscher arbeiten daran. Mikroorganismen sind heute schon weltweit im Einsatz. Aber von Reitzmanns Dora trennen sie noch Lichtjahre der Forschung.“

„Nun, Reitzmann ist tot.“

„Man nimmt an, daß er General Hartmann sein Erbe hinter-

ließ. Wozu sonst brachte Hartmann Tresor zweiundzwanzig in sein Haus und versteckte ihn dort? Zum Dank dafür fraßen ein paar aus dem Labor entwichene Mikroben den Tresor auf.“

„Aber Hartmann wird noch im Besitz der Daten sein. Hätte man ihn sonst gekidnappt?“ äußerte der

„Die Perspektiven dieser Mikrobe Dora sind ein Milliarden-Dollar-Geschäft.“

„Und auch eine große Gefahr bei falscher Anwendung.“

„Nun ja, die Welt hätte keine Atombomben mehr. Wie fürchterlich!“ höhnte Stralman.

„Und auch keine Atomkraftwerke mehr. – Was dann?“

Stralman hob beide Hände.

„Ich bin hier nicht derjenige, der weiß, was daraus wird, und auch nicht der, der weiß, wie es geht. Was man dagegen tun muß, ist Sache der strategischen Abteilung. – Möchten Sie noch den Film sehen? Wir haben eine Zeitraffung gemacht, wie die Mikrobenreste die Stecknadel fressen.“

Doch der Vize hatte andere Sorgen. Er mußte Urban finden. So schnell wie möglich.

Er verabschiedete sich und schaute noch bei der Operationsabteilung vorbei. Kurz setzte er Oberst Sebastian ins Bild. Dann trat er an die Wandkarte mit den Fähnchen und Lampen. Eines von ihnen führte die Nummer achtzehn.

„Wo ist Urban?“

„Seine Meldung war vor achtzehn Stunden fällig.“

„Wo war er zuletzt?“

„Auf dem Weg nach Barcelona.“

„Sobald er sich rührt, möchte ich informiert werden!“ entschied der BND-Vize und fuhr nach oben in sein Büro-Penthouse.

Daß Urban Routinemeldungen nicht einhielt, kam vor. Es gab Umstände, die hinderten einen Agenten daran. Aber nach vierundzwanzig Stunden Überzeit schrillten die Alarmglocken.

An einem Tag konnte viel passiert sein.

Der Vize stand am Fenster und starrte hinaus über das Isartal. Jetzt erst stieg die Sonne aus dem Dunst.

Die Sekretärin kam herein. Er hörte, wie sie Akten vorlegte.

„Einen Kaffee, bitte!“

„Mit Sahne, Zucker, einen Schuß Cognac?“

„Kaffee“, sagte der Vizepräsident, „nur mit Kaffee.“

14.

X minus 4 Tage.

Der Mann im schwarzen Peugeot blieb hinter ihnen und ließ sich durch keinen Trick näher heranlocken. Urban versuchte es mit Vollgas und Ausbremsen hinter einer unübersichtlichen Kurve. Der Beschatter schien mit allen Wassern gewaschen zu sein.

Plötzlich war er weg. Nun hing ein Lieferwagen an ihnen. Stur über zehn Kilometer und Dutzende von Kurven lang.

Sie tankten. Der Lieferwagen blieb mit Abstand zurück. Sie fuhren weiter. Nun war es wieder der neue Peugeot.

Hartmann deutete schräg hinauf zum Himmel.

Auch Urban sah den Hubschrauber.

„Die versuchen es mit allen Mitteln.“

Hartmann drehte sich um.

„Oder gilt das unserem Weltstar?“

„Schön wär's“, sagte Linda offenbar gelangweilt und stellte ihren Walkman an.

Die Musik war sehr laut. Man hörte die Bässe und Schlagzeuge scheppern.

Hartmann sagte:

„Was ich gelegentlich von mir gebe, nimm nicht alles ernst!“

Urban zeigte verstanden.

Vor ihnen scherte ein dreiachsiger Kieslaster aus dem Wald.

– Das fehlte noch, daß man sie jetzt in die Zange nahm.

Aber der Kipper versaute nur mit lehmigem Dreck die Fahrbahn. Bald bog er wieder ab.

Urban riß das Lenkrad herum und folgte ihm.

Mit einem Wahnsinnsspurt überholte er den 30-Tonner, sperrte ihm den Weg, stieg aus und rannte zu ihm hinüber.

„Sind Sie verrückt geworden?“ schrie der Fahrer.

Urban wedelte mit der größten französischen Banknote.

„Tausend Franc!“

„Wofür?“

„Fünf Minuten Ihren Wagen.“

„Geht nicht, Monsieur.“

„Zweitausend.“

„Vorher müssen Sie mich k.o. schlagen.“

„Eh bien, steigen Sie aus!“

Der Fahrer kam herunter und hielt sein Kinn hin. Urban schlug halbherzig zu. Der Fahrer fiel um

Der Diesel lief noch. Urban wendete den Kieskipper, trieb ihn zurück auf die Küstenstraße und nach Spanien, also nach Süden weiter. Es herrschte kaum Verkehr. Die meisten benutzten die Autoroute.

Nach einem halben Kilometer sah Urban den schwarzen Peugeot. Er stand an einer Stelle, wo es steil zum Wasser hinabging. Daneben lehnte ein Mann und rauchte eine Zigarette.

Urban stellte den Kipper so ab, daß der Peugeot nicht durchkam. Dann stieg er aus und ging auf ihn zu.

Kein Problem, dachte Urban. – Da schimmerte eine Waffe in der Hand des Mannes.

Er hatte Urban offenbar erkannt. Sofort feuerte er los. Urban brachte sich auf der Landseite des Peugeots in Deckung.

Der Gegner schoß noch zweimal. Dann tauchte er unter das Auto, um Urbans Beine zu treffen. Doch Urban hatte links die Autotür aufgerissen. Er kroch hinein und durch auf die andere Seite. Als der Gegner sich wieder aufrichtete, schlug Urban ihm die Tür vor den Bauch und die Handkante an den Hals.

Der andere feuerte noch einmal. Urban fühlte das heiße Sirren der Kugel. Entschlossen trat er dem Gegner ins Gedärm. Der andere taumelte, fiel den Steilhang hinab wie ein kollerner Stein und blieb unten liegen. – Aber es sah nicht so aus, als sei er tot.

Urban ließ alle Luft aus den Reifen, öffnete die Motorhaube des Peugeots und riß die Kabel von den Kerzen. Dann brachte er den Kipper zurück.

„Kein Kratzer, Monsieur.“

Der Fahrer fuhr kopfschüttelnd weiter.

Hartmann übernahm den Mercedes, denn Urban sah ziemlich mitgenommen aus. Er nahm einen großen Bourbonschluck aus der silbernen Hüftflasche und steckte sich eine MC an.

„Und?“ fragte der Exgeneral.

„Der Belgier Pierre Shindre war es.“

„Mein Agent!“ rief Linda entsetzt.

„Den kannst du für eine Weile abschreiben, Darling.“

Sie fuhren weiter. Im Stadtbereich von Perpignan entwischten sie auch den Augen des Hubschraubers.

„Was für ein Aufwand“, staunte Hartmann. „Autos, Hubschrauber, was noch?“

„Kein Wunder, wenn es um eine Milliarde geht.“

„Wo hast du den anderen Film?“ wollte Linda wissen.

Hartmann lächelte.

„In Sicherheit, Darling.“

„Gibt es die überhaupt?“

„Wo ist eine Sache am sichersten?“

„Im Kopf, sagte Urban.

„Und da bleibt sie auch“, sagte Hartmann. „Ich hoffe, ihr werdet alle Zeugen sein, wenn ich die Bande in die Pfanne haue.“

„Einem Hartmann steigt man nicht auf die Füße“, sagte Linda abschätzig.

„Oder anders herum“, bemerkte Hartmann ironisch.

Urban hatte zwischendurch mit München telefoniert. Die BND-Cessna war vor wenigen Minuten gelandet. Sie kam aus Reise Flughöhe. Droben in 4000 Meter Höhe war es kalt. Die Luftfeuchtigkeit schlug sich an Rumpf und Flügeln nieder.

Urban gab den Leihwagen von Inter-Car am Airport zurück. Dann gingen sie hinaus.

Bubi Spiegel stand am Fußende der Kabinentreppe.

„Du hast deine Runde beendet?“ fragte er seinen Meister.

„München-Berlin-Paris-Spanien-Frankreich“, zählte Urban auf. „Noch fehlt das letzte Stück.“

Sie stiegen ein und machten es sich in der Kabine bequem.

Spiegel, der Hartmann und Urban kannte, hatte für das Nötige gesorgt.

„Tee, Kaffee, Drinks?“

„Vergiß alles unter vierzig Prozent!“ sagte Urban.

Spiegel goß Bourbon ein.

„Und die Dame?“

„Ein Schlafmittel“, bat Linda.

Daß sie log, stand in ihren Augen zu lesen. Spiegel zeigte ihr, wie man aus einem Sessel ein Schlafbett machte.

„Pflegen Sie Ihre Schönheit, Gnädigste!“ sagte er galant.

„Ich las, daß man Sie einen Knüller der Schöpfung nennt.“

„Die Waberlohe“, spottete Hartmann, „durch die Siegfried auf dem Roß Grane ritt, um Brunhilde, die Walküre, zu küssen.“

Linda ging auf seinen Zynismus ein.

„Und wer“, fragte sie, „ist mein Siegfried, bitte?“

Spiegel zog an der Kette die Klapptreppe hoch, schloß die Rumpftür und ging nach vorn ins Cockpit.

Urban setzte sich neben ihn.

„Laß mich ran, Kumpel!“ sagte er und startete die beiden Propellertriebwerke.

Urban, froh, endlich wieder etwas so Martialisches wie ein Flugzeug im Griff zu haben, sprach mit dem Tower. Er bekam die Startfreigabe, rollte zur Piste, richtete die Cessna aus und gab den Motoren volle Power.

Er rollte an, zog sie hoch, fuhr die Klappen und das Fahrwerk ein und übergab an Spiegel.

„Du willst immer wissen, ob du es noch kannst.“

„Ich will die beiden da hinten allein lassen.“

„Die liegen doch im Clinch.“

„Liebe geht oft seltsame Wege.“

„Und mitunter noch seltsamere. Warst *du* nicht einst ihr Beschäler?“

„Ist lange her“, sagte Urban und ging wieder nach hinten in die Kabine.

Hartmann saß am linken Bulleye. Linda hatte hinter ihm ihren Sessel abgekippt.

Sie schlief, oder sie tat so, als schlafe sie.

Es gab eine Möglichkeit, das festzustellen.

Urban sagte etwas Belangloses zu Jo Hartmann und sah im selben Moment, wie Linda den Kopf bewegte und die Ohren spitzte.

Es war an der Zeit für Trick neunzehn.

Urban stieß Hartmann an. Der nickte. Er hatte Urban verstanden.

Sie warteten noch, bis die Cessna Reiseflughöhe hatte und Spiegel die Leistung der Motoren zurücknahm. Dadurch wurde es um Phonstärken leiser in der Kabine.

Plötzlich drehte Jo Hartmann sich um und wandte sich an die schlafende Linda Braun.

„Wer war der Mann gestern nacht in deinem Hotelzimmer?“
Sie schien nicht zu hören.

„Wer war der Mann?“ wiederholte Hartmann.

Urban bemerkte, wie ihre Lider zuckten. Auch bei echtem Schlaf zuckten sie hin und wieder, aber anders. – Linda hatte sehr wohl Hartmanns Frage gehört und war überrascht. Deshalb das Liderzucken.

„Sie schläft“, stellte Urban fest und kniff ein Auge schmal.

Hartmann nickte wieder. Sie redeten weiter.

„Erzähl mir die Tresorgeschichte!“ bat Urban.

„Den Witz des Jahres“, nannte es Hartmann und gab ihn zum besten. „Also, eines Tages erscheint Dr. Reitzmann in meinem Büro und sagt: General, ich habe die Mikrobe D wie Dora fertig entwickelt. Es muß aber etwas davon durchgesickert sein, denn ich fühle mich beobachtet und verfolgt. Können Sie die Formel für mich aufbewahren? – Wollen Sie Personenschutz, Professor? fragte ich. – Er lehnt ab: Nein, danke! Nur das Ding da, wenn Sie es in Verwahrung nehmen. – Er reicht mir ein Stück Klarplastik, geformt wie eine Streichholzsachtel, aber nur halb so dick. Darin eingeschlossen war ein Bündel, sagen wir wie ein zwei Zentimeter langer schwarzer Schnürriemen. Unnötig zu fragen, um was es sich handelte. – Ich frage Reitzmann, ob es noch andere Aufzeichnungen gebe. Er verneint. Nur ein paar Labortagebücher. Ihnen sei zwar die Wirkungsweise zu entnehmen, weniger jedoch der Produktionshergang, ein äußerst komplexes Verfahren. Wir fahren in den Keller, ich lege das Ding in Tresor Nummer zweiundzwanzig, der mir allein zur Verfügung stand.“

Urban unterbrach ihn.

„Und dieser Tresor rostet im Keller deines Hauses am Müggelsee dahin.“

„Ich ließ ihn dort hinschaffen, als abzusehen war, wie es weitergehen würde. Das war im Januar letzten Jahres.“

„Bis hierher weiß ich jetzt Bescheid. Aber wo ist das Plastikstück? Haben es die Mikroben mit aufgefressen?“

„Ich nahm es heraus, als ich sah, daß der Tresor zu zerfallen begann.“

„Wo hast du es versteckt?“

„Das hat Linda gestern schon gefragt. Ich will es dir sagen: Ich trug es immer bei mir. Auch als sie mich kidnaptten. Es war auf simple Art im Absatz meiner Schuhe versteckt.“

„Und sie fanden es nicht?“

„Sie suchten danach, aber ein erstklassiger Schuhmachermeister hat die Höhle im Absatz angefertigt und mit Ledersohle und einem Gummiabsatz verschlossen. Wenn man an die Absatzhöhle heranwollte, war es nötig, es von innen durch das Futter zu tun. Ich nehme an, daß sie den Absatz sogar mit Röntgenstrahlen durchleuchteten. Aber ich hatte einfach Glück. Bestimmte Kunststoffe zeichnen sich unter Röntgenstrahlen nicht ab.“

„Und sie ließen dir die Schuhe?“

Hartmann blinzelte.

„Sie gingen auf der Flucht kaputt. Du kennst mein Faible für feines britisches Maßschuhwerk. Es ist bequem und elegant, aber nicht allzu strapazierfähig.“

Urban erlaubte sich eine letzte Frage.

„Und der Mikrofilm?“

Hartmann senkte die Tonhöhe, bewegte sich zu Urbans Ohr, sprach aber nicht leiser als vorher.

„Dort, wo keiner damit rechnet.“

„Doch nicht etwa?“

Hartmann nickte.

„Stell dir vor, du hast den Schlüssel zum Keuschheitsgürtel der Königin geklaut! Wo würdest du ihn verstecken? Wo ist er

am sichersten?“

Urban dachte nach.

„Rate mal!“

„Ich rate nicht“, sagte Urban. „Ich weiß es. Ich würde ihn in der Krone des Königs verstecken. Da schaut keiner nach.“

Hartmann lachte kehlig.

„Übertragen wir das auf mein Problem! Ich hatte die Formel bei mir, als sie mich schnappten. Sie brachten mich nach Ostpommern. Da hatte ich sie immer noch bei mir. Es war jedoch abzusehen, daß sie mich binnen kurzem bis auf die letzte Faser zerlegen würden.“

„Du brachtest also den Film im alten Stasi-Befehlsbunker Nummer zwölf in Sicherheit.“

„Und wo? In meiner Zelle. Und wo dort? Wo sie nicht suchen würden.“

„In der Krone des Königs.“

„Nein, im Beton des Fußbodens in der Ecke links vom Luftgitter. Mit dem Suppenlöffel kratzte ich ihn auf, versenkte das Plastikstück in der Ritze und schmierte Betonstaub, vermischt mit Speichel darüber. Nach dem Trocknen etwas Schmutz drauf, und nichts mehr war zu sehen. Sie können die Zelle sogar mit Magnetdetektoren absuchen. Plastik spricht nicht darauf an.“

„Die Krone des Königs“, staunte Urban.

„Dort liegt es gut.“

„Aber nicht bis zum Jüngsten Tag“, befürchtete Urban.

Zwei Stunden später war die BND-Cessna im Anflug auf München-Riem.

Linda schlief noch immer, und Hartmann nahm den Faden des Gespräches wieder auf.

„Natürlich nicht bis zum letzten Tag“, sagte er, „Vielleicht lassen sie die Zelle von einem gutdressierten Hund abschnüf-

feln. Der könnte etwas finden. Es gibt auch Zufälle. Angenommen, sie spritzen die Zelle mit dem Schlauch sauber. Dabei könnte sich die Zementspucke auflösen. Das darf ich also nicht riskieren. Dann hätten sie nämlich, was sie suchen, und alles wäre vergeblich gewesen. Ich muß in den nächsten Tagen holen, was ihnen nicht gehört.“

„Uns gehört es auch nicht.“

„Am besten, es gehört gar keinem“, sagte Hartmann. „Aber ich werde es trotzdem holen.“

Spiegel machte eine Durchsage in die Kabine.

„Landung in fünfzehn Minuten. Kann mir einer von den Herren Freizeitpiloten zur Hand gehen?“

Urban, der die Cessna kannte und sie schon oft geflogen hatte, schob sich durch den Vorhang ins Cockpit.

Hinten weckte Hartmann die Diva. Urban hörte, wie sie miteinander redeten. Hartmann sagte etwas von Angurten.

Sie kamen aus Südwesten. Unter ihnen lag der Starnberger See. Sinkflug.

Ehe sie an die Reihe kamen, ließen die Fluglotsen noch zwei Passagiermaschinen herein. Endlich bekamen sie Landefreigabe.

Vor ihnen war eine riesige Transatlantik 747 ausgerollt, als die Räder der zweimotorigen Cessna den Boden berührten. Sie brauchten nur ein Drittel der Piste, um zum Stehen zu kommen.

Urban sprach mit dem Tower und bat um. Erlaubnis, gleich zu den Hangars zu rollen. Dort wartete schon die Dienstlimousine des BND.

Linda hatte sich zurechtgemacht und war wunderschön. Sie lächelte strahlend, aber irgendwie maskenhaft.

Hartmann und Urban nahmen im Mercedes Platz. Linda blieb draußen.

„Schickt mir ein Taxi rüber!“ bat sie.

„Kommst du nicht mit zu mir nach Hause?“ fragte Urban erstaunt.

„Nein, ich möchte heute noch nach Berlin. Habe da eine Menge zu erledigen. Hoffe, ich kriege noch einen Flug.“

Hartmann hatte es offenbar so erwartet.

„Aber paß auf dich auf, altes Mädchen!“

„Ich schon“, entgegnete sie ironisch.

Sie küßten sich flüchtig.

„Noch etwas: Wer war der Mann gestern nacht in deinem Hotelzimmer?“ fragte Hartmann.

Sie reagierte perfekt mit unschuldigem Augenaufschlag.

„Was für ein Mann?“

„Ich hörte Stimmen.“

„Muß das Radio gewesen sein.“

„In deinem Zimmer war kein Radio, Darling.“

„Dann kam es aus dem Nebenzimmer.“

„Auch ich hatte weder Radio noch Fernseher“, beharrte Jo.

Nun griff sie sich theatralisch an die Stirn.

„Jetzt fällt es mir ein: Ja, ich rief den Nachtportier, weil meine Dusche nicht ging.“

„Ich hätte sie dir auch in Ordnung gebracht“, erwiderte Hartmann und ließ die Scheibe hochsurren.

Sie fuhren weg. Linda blieb zurück. Im Abendrot stand sie da mit ihrer fabelhaften Figur und den langen Beinen. Ihr Haar glänzte wie mattes Gold.

Urban tastete nach Zigaretten, fand aber keine mehr. Der Einsatzvorrat war aufgebraucht.

„Warum hast du sie danach gefragt?“ wandte er sich an Hartmann.

„Ich hatte meine Gründe.“

„Doch klar, daß sie eine Ausrede finden würde.“

„Sie hätte auch auf meine andere Frage eine Ausrede gefunden.“

„Auf welche Frage?“

„Wo die goldene Puderdose ist. Sie ist seit heute morgen nicht mehr in ihrer Tasche. Sie hätte sicher behauptet, sie habe sie im Hotel vergessen.“

„Du bist ein Fuchs. Kann sie etwas mit der Dose anfangen?“

„Sie hofft es.“

„Kann sie oder kann sie nicht?“

„Nichts bis gar nichts. Alles nur Bluff.“

Urban lehnte sich zurück.

Am Tor mußten sie sich ausweisen. Sie ließen sich in die Stadt bringen.

„Dann wird es ja wohl klappen“, bemerkte Urban später.

„Hoffen wir’s“, sagte Hartmann, „denn wir brauchen sie alle. Auch die Drahtzieher. Bis zum letzten Mann.“

Bald blieben sie im Abendverkehr stecken. Das übliche. Mehr Stau als rollender Verkehr. Von Riem bis zu Urbans Wohnung in Schwabing brauchten sie beinahe so lange wie von Südfrankreich bis nach Bayern.

15.

X minus 2 Tage.

Seit Tagen regnete es an der polnischen Grenze. Um das ehemalige Erholungsheim oben im Wald pfiß ein eisiger Wind.

Früher hatten die Bäume dafür gesorgt, die Tannen und der Mischwald, daß der Wind keine freie Bahn vorfand. Aber heute war alles kaputt. Die Tannen hatten ihre Nadeln verloren, die Laubbäume streckten ihre dünnen Äste in den bleigrauen Himmel.

Zwei schwarze Limousinen kamen von Prenzlau her. Sie nahmen den matschigen Forstweg und nicht die neue Straße. – Dies aus gutem Grund: Sie wollten nicht auffallen, möglichst

gar nicht gesehen werden.

Als sie auf der Höhe ankamen und ausstiegen, fluchte einer der Männer.

„Saukälte!“

„Wie mit dem Nackten am Nordpol.“

„Verdammt ruhig hier.“

„Aber unten sind einige Leute unterwegs.“

„Nur die Waldarbeiter. Sie müssen die Stümpfe umlegen, wegen des Borkenkäfers.“

Wenn man lauschte, dann hörte man das Kreischen ferner Motorsägen.

Die vier Männer aus den zwei neuen Mercedes-Limousinen zogen die Hüte tiefer und folgten dem im blauen Mantel in das verlassene Müttergenesungsheim,

Ihr Führer sperrte auf, sperrte zu, ging weiter in einen Vorraum und betätigte dort eine Reihe von Schaltern. Eine Lampe flammte auf. Das System war also unter Strom.

Sie marschierten in Kolonne durch das Haus bis zum hinteren Speisesaal. Dort standen die Stühle auf den Tischen. Die Teppiche waren aufgerollt.

An einem Wandpaneel berührte der Mann im blauen Mantel eine Leiste. Daraufhin glitt die Holzverkleidung beiseite. Dahinter wurde eine eiserne Bunkertür sichtbar. Sie war mehrschichtig und mit schweren Schiffsvorreibern luftdicht verschlossen.

„Konntest du das nicht alleine besorgen, Matthäus?“ fragte einer der vier.

„Ich bot es euch an.“

„Ich will, daß wir alle zugegen sind“, sagte ein kleiner Mann mit Spitzbart.

„Aus Mißtrauen?“

„Nein, aus Verantwortung. Wir haben es bisher gemeinsam getragen, in Leid und Gefahr. Nun, da wir vor dem Erfolg ste-

hen, genießen wir ihn auch gemeinsam. Oder ist das zu idiotisch?“

„Nur“, sagte ein jüngerer, „ideologistisch.“

Hinter der Stahltür gab es eine zweite, eine Schiebetür. Sie verbarg den Lift.

Der im blauen Mantel ließ ihn heraufkommen. Der Liftmotor summte. Die Schiebetür glitt zur Seite. Sie drängten sich alle vier in die Kabine und fuhren abwärts. Lampen blinkten an der Signalleiste.

Untergeschoß – 1-2-3-4. Der Lift stoppte. Die Tür ging auf. Lange Gänge aus grauem Beton mit Feuchtigkeitsflecken. Man hatte den Befehlsbunker gekalkt. Der Kalk blätterte jedoch ab.

Die vier Verschwörer waren hier wie zu Hause. Sie eilten durch die Gänge, um Ecken, über Treppen, durch das Labyrinth, bis vor eine Gittertür. Hier begann der Zellentrakt für die Gefangenen. – Heute war er leer.

Der im blauen Mantel schloß auf. – Nur noch zwanzig Schritte, und sie standen vor der Zelle.

Die Tür war offen.

„Ist es hier?“

„Ja, hier hatten wir Hartmann wochenlang verwahrt.“

„Und wie kam er frei?“

„Weiß der Teufel.“

„Mit Hilfe von Komplizen.“

„Ist nicht so wichtig, oder?“

Sie schalteten die Zellenbeleuchtung ein. Einer deutete auf das Lüftungsgitter.

„Rechte Ecke.“

„Nein, die linke.“

Ein anderer hatte einen Spazierstock mit eiserner Spitze. Damit begann er, in der Ecke zu kratzen. Das Geräusch wurde immer heftiger. Aber die Spitze traf nur auf gewachsenen

Stahlbeton.

„Nichts.“

„Versuch es weiter!“

„Es war eben doch rechts.“

Es war weder links noch rechts noch in einer der anderen Ecken. Sie stocherten den ganzen Zellenboden ab.

„Eine falsche Information“, meinte der mit dem Spitzbart.

„Unmöglich.“

„Dann eben eine andere Zelle.“

Vom Gang hörten sie ein Geräusch. Irgend jemand kam herunter. Der im blauen Mantel trat hinaus und sah seinen Fahrer kommen.

„Wer hat Ihnen erlaubt...?“ schnauzte er ihn an, bis er sah, daß der Mann an Kopf und Schulter blutete.

Der Fahrer taumelte auf ihn zu und keuchte:

„Eine Falle, Genossen. Verrat! Alles verraten!“

Sie faßten unter ihre Mäntel und zogen die schweren russischen Makarow-Pistolen.

„Nichts wie raus!“

„Gibt es einen zweiten Ausgang?“

„Ja, links die Treppe rauf. Der Tunnel endet unten im Wald.“

Der aus Görlitz, im blauen Mantel und noch zwei wählten den Notausgang. Einer rannte zum Lift. Dort empfingen ihn merkwürdig gekleidete Männer. Sie trugen grüne Grenzschutzuniformen, Gesichtsmasken, kugelfeste Westen und Stahlhelme. In ihren behandschuhten Fäusten schimmerten metallisch Maschinenpistolen. Einer hielt sogar eine Handgranate warfbereit.

Der Mann mit dem Spitzbart stieß einen Warnschrei aus. Sie schlugen ihn nieder.

Die anderen drei entkamen durch den Notausgang einen Kilometer weit kriechend, bis zum Steinbruch. – Aber da standen schon die Holzfäller und Forstleute. Alles getarnte Polizeibe-

amte, Spezialisten vom Bundeskriminalamt, vom Verfassungsschutz und der GSG-9.

Einige der Herren schienen sich zu kennen.

„Ah, Herr Minister“, sagte der Einsatzleiter, „Herr Generaldirektor, Herr Staatssekretär!“

Aber sie behandelten sie wie den letzten Dreck.

„Handschellen, und ab in den Transporter!“

„Das war’s“, sagte der im blauen Mantel. „Eine Infamie war das!“

„Was haben Sie anderes erwartet? Eine Party mit Rotkäppchensekt und deutschem Kaviar, mein Herr?“

„Das werdet ihr alle büßen“, zischte der, den sie als Staatssekretär bezeichnet hatten.

Es half ihnen wenig. Sie wurden eingesammelt und abgefahren wie Unrat. Der verletzte Chauffeur mit dem Streifschuß kam in einen Sankawagen. Er blieb ebenfalls gefesselt.

Dann setzte der Einsatzleiter seinen Funkspruch ab.

„Operation Hauptquartier beendet.“

„Wie viele?“ wurde rückgefragt.

„Fünf. Einer ist verletzt. Ein Fahrer.“

„Alle identisch mit den Steckbriefen?“

„Alle vier.“

„Sicher?“

„Ja, alle vier sind identisch.“

Der Mann in der Befehlsstelle hustete.

„Schade“, sagte er. „Da fehlt noch einer. Trotzdem, gute Arbeit, Major. Übermitteln Sie das auch Ihren Männern!“

Der Einsatz, den man vierundzwanzig Stunden vorher in höchster Eile vorbereitet hatte, war beendet. Endlich kamen die Männer aus ihren vom Regen völlig durchnäßten Klamotten.

Tief im Wald stand ein Zelt. Dort faßten sie einen Schlag warmer Erbsensuppe mit Speck und Zitronentee dazu.

„Was wird mit diesen Burschen?“ fragte ein Gruppenführer den Einsatzleiter.

„Keine Ahnung.“

„Vielleicht sind es noch Hunderte.“

„Oder Tausende.“

„Das gibt noch Arbeit.“

„Die kriegen wir alle mit der Zeit.“

„Von wem kam der Tip, Herr Major?“

„Da sind noch ein paar Leute am Ball.“

„Bekommen die vier nun einen Prozeß, Herr Major?“

„Nur für den Fall, daß ein Staatsanwalt Anklagepunkte findet und das Verfahren eröffnen kann.“

„Ganz schöner Mist, Herr Major, wenn die Bemerkung erlaubt ist.“

„Großer“, sagte der Major, „großer Mist.“

16.

X minus I Tag.

General Jo Hartmann räumte in seiner Babelsberger Wohnung so lange auf, bis er einsah, daß es Tage dauern konnte, ehe wieder Ordnung herrschte.

Dann beugte er sich vor den Kamin und steckte ihn an.

„Jetzt im Sommer?“ staunte Urban.

„Genau jetzt im Sommer“, sagte Hartmann ohne weitere Erklärung.

Der Ex-General sah wieder aus wie früher: gepflegt, elegant, ein wenig stenzenhaft. Er duftete nach gutem Gesichtswasser und hatte sich in den zwei Tagen im BND-Sanatorium Tegernsee blendend erholt.

Urban sah das Kaminfeuer züngeln.

„Dachte, du seist ausgeschlafen“, sagte er.

„Ich war es nie besser. Ob es etwas Neues gibt?“

„Mal hören.“

Urban ging zum Telefon. Es war tot. – Er nahm das Kabel und fummelte es in den Stecker. Freizeichen.

Sofort rief er die Berliner BND-Residentur an.

„Diese ehemaligen Stasi-Funktionäre brechen ihr Schweigen nur, wenn sie protestieren“, erfuhr er.

„Das wird sich ändern.“

Urban übermittelte die Nachricht an Hartmann.

Sie hatten die Ereignisse verfolgt. Jede Maßnahme, jeden Schritt. Sie wußten, was im ehemaligen Stasi-Befehlsbunker in Pommern passiert war und daß die vier Drahtzieher in Haft genommen worden waren.

Nur einer fehlte noch.

Sie ahnten, wer es war, aber er zeigte sich nicht.

Hartmann verschwand in seinem Schlafzimmer. Es hörte sich an, als zöge er eine Tapetenleiste ab. Bald kam er mit etwas wieder, das aussah wie ein grauer Wattebausch.

Das war wohl der Grund, warum Hartmann in Berlin als erstes seine Wohnung aufgesucht hatte.

Hartmann wollte eine Erklärung abgeben, da summte das Telefon.

Der Mann von der Residente meldete:

„Sie kommen!“

„Wo sind sie?“

„Auf der Stadtautobahn.“

„Wer hängt dran?“

„Wechselnde Fahrzeuge. Im Moment ist es ein BMW.“

„Nicht aufhalten!“ bat Urban. „Nicht irritieren! Laßt sie ruhig antanzen! Aber bleibt Stand-by!“

Hartmann war ans Fenster getreten.

„Was für ein Wagen?“

„Ein weißer Cadillac.“

„Noch nicht zu sehen.“

Hartmann reichte Urban das schmutzige Wattebällchen, Urban fühlte etwas Hartes, Eckiges darin. Er zupfte es heraus. Es war ein Stück Plastik mit eingeschweißtem schwarzem Bändsel.

„Ausgerechnet im Schlafzimmer.“

„Öfter mal was Altes.“

Urban reichte es Hartmann zurück.

„Behalte und verwahre es!“

„Bestimmt nicht.“

„Was immer du vorhast, es ist deine Entscheidung“, erklärte Urban.

Hartmann nickte. Dabei rauchte er eine von seinen dicken Havannas und ließ plötzlich den Store zurückfallen.

„Sie sind da“, sagte er.

Unten rangierte der weiße Cadillac in eine Parklücke. Dann stieg der Fahrer aus.

Ein Mann mittleren Alters in dunkelblauem Anzug und zweireihigem, kamelhaarfarbenem Kaschmirmantel.

„Hatte auch mal so einen Kaschmirmantel“, bemerkte der modebewußte Hartmann. „Am besten, du bleibst darin stehen, aber nicht im Regen. Je feiner der Kaschmir, desto weniger strapazierfähig sind die Dinger. Aber ein Gedicht im Tragen. Sie wiegen kaum was. Kaschmir ist für den Mantel das, was für Oberhemden Seide ist.“

„Und Kalbsleder für Schuhe“, ergänzte Urban, auch wenn er im Vergleich zu Hartmann modemäßig ein Banause war.

Hartmann trat vom Fenster zurück, als sie draußen auf der Treppe Schritte hörten.

Und dann ging alles sehr schnell und völlig ohne Drehbuch. Man konnte nicht einmal von Regie sprechen.

„Die Tür ist offen!“ rief Hartmann.

Die Tür war außen schwarz und innen weiß lackiert. Zögernd schwang sie auf. Herein kam der Mann im Kaschmirmantel und hinter ihm Linda.

Sie blickten sich nur an.

„Hallo, Sir!“ sagte Hartmann. – Seine ehemalige Geliebte überging er. Er würdigte sie keines Blickes. „Was kann ich für Sie tun, Sir?“

Doubleday sah die Unordnung in der eleganten Altbauwohnung, sah Urban, sah Hartmann, blickte dann Linda an. Von keiner Seite kam etwas.

„Was soll das nun wieder?“

„Sie sind hier, Mister Doubleday. Das genügt uns völlig.“

„Das ist eine verdamnte Falle, Linda“, fluchte der Amerikaner.

„Was heißt Falle?“ erwiderte Hartmann. „Wir sind glücklich, daß Sie gekommen sind, Sir. Denn ich möchte Ihnen gern etwas zeigen.“

Hartmann legte Holz im Kamin nach, daß die Funken sprühten. Dann bat er den Amerikaner näherzutreten. Er streckte ihm die geschlossene Hand hin, drehte sie nach oben, öffnete sie und zeigte ihm den Plastikchip.

„Ist es das?“

„Ja, das ist es“, keuchte Doubleday.

„Eine Milliarde Dollar“, sagte Hartmann und warf das Ding eiskalt ins Feuer.

Der Amerikaner reagierte blitzschnell. Er stieß Hartmann beiseite, packte die Kaminschaufel und versuchte das Plastikstück zu retten.

Er fand es, faßte mit bloßen Händen danach und erwischte es. Ehe er es herausholte, schlug Urban ihm die Handkante auf das Gelenk. Das angeschmorte Ding fiel wieder ins Feuer, wo

es nun endgültig schmolz und verglühte.

Als er sich aufrichtete, hatte der Amerikaner eine Luger in der Hand.

„Auf dieser Welt“, zischte er, „sind zwei Wahnsinnige zuviel.“

Er schoß. Urban warf sich in Deckung. Doubleday wechselte das Ziel und feuerte auf Hartmann.

Der hatte einen Sessel gepackt und zum Schutz hochgerissen. Die Kugel fetzte ins Polster.

Da tauchte Urban aus seiner Sofadeckung hoch und hämmerte dem Amerikaner die Faust hinters Ohr.

Doubleday bekam runde staunende Augen, rote Ohren und eine weiße Nasenspitze. Er wankte. Er mußte sich festhalten und stürzte, weil er Glück hatte, auf das Sofa.

Hartmann wedelte mit dem Taschentuch vor seinen Augen.

„Ex?“

„Nur Vollnarkose.“

„Er hat geschossen. Da es in Berlin keine Besatzung mehr gibt, hat auch kein Amerikaner hier mehr herumzuballern. Jetzt haben wir ihn.“

„Für ein paar Jahre“, schätzte Urban. „Was soll's?“

Urban telefonierte. Die Polizei rief über Funk einen Krankenwagen.

Linda stand da, und niemand hatte auch nur ein Wort oder einen Blick für sie.

Hartmann suchte in dem Durcheinander nach einer intakten Flasche. Er fand nur Cognac.

„Ausgerechnet spanischer“, sagte Urban, „alles mag ich verdammt gern, französischen, deutschen, afrikanischen, russischen, sogar türkischen – aber keinen spanischen! – Ist ja egal. Schenk ein!“

„Bei allem, was man mag, muß es etwas geben, das man nicht mag“, sagte Hartmann, „erst dann mag man es.“

Als er diese Weisheit von sich gegeben hatte, blickte er zum ersten Mal Linda an.

„Komm her, Kanaille, trinken wir auf unsere neue Feindschaft!“

Sie rührte sich nicht von der Stelle.

„Du schämst dich, he?“ raunzte er.

Linda zeigte keine Regung. Sie gab nichts von dem preis, was in ihr vorging.

„Stolz auch noch“, sagte Hartmann, „und nicht mal Tränen. – Diese Weiber!“

Hartmann wartete geduldig. Aber die schönste Frau Berlins gab keine Erklärung ab.

Sie begannen zu trinken. Linda stand nur dabei, ein Bild des Jammers, aber ein stummes Bild des Jammers.

„Der eine“, sagte Hartmann, „wird Millionär oder Filmstar, und der andere geht vor die Hunde.“

„Und wenn du vor die Entscheidung gestellt wirst?“ brach es plötzlich aus Linda heraus.

„Kommt darauf an, was man von mir verlangt“, erklärte Hartmann.

„Und wenn du eine Frau wärst?“ fragte Urban.

„Ich bin keine Frau.“

„Angenommen aber doch.“

Da zitierte Hartmann wieder einmal seinen geliebten Schoenhauer:

„Kein Weib ist so schlecht, daß es nicht in irgendeiner Beziehung nützen könnte“, sagte er. „Und wer über gewisse Dinge den Verstand verliert, der hat keinen. – Okay?“

„Nichts ist okay“, sagte Linda.

„Ich weiß. Was gehen dich unsere dunklen Geschäfte an? Geheimdienst ist Geheimdienst, und Show ist Show.“

„Wann habt ihr denn jemals keine Show abgezogen?“

Urban nickte.

„Nie“, sagte er.

Sie tranken, bis es nichts mehr zu trinken gab und es auf Mitternacht ging.

17.

X minus 0 Tage.

Linda wirkte völlig aufgemöbelt.

„Darf ich noch einen Tanzstundenspruch anbringen?“

„Aber bitte sehr, Madame!“

„Der Frühling deines Lebens“, zitierte sie, „verfließe nicht vergebens im Meer der Ewigkeit. Genieße so die Stunden, daß wenn sie einst verschwunden, dich ihr Verlust nicht reut.“

„Fabelhaft!“ Hartmann applaudierte.

„Der Frühling“, kommentierte Urban, „wo ist er geblieben?“

Sie verließen die Wohnung, fuhren mit dem Lift hinunter und stiegen in den BND-Dienstwagen. Sie nahmen Linda mit. Sie waren Kavaliers.

Im Grunde konnten sie ihr nicht böse sein. Auch sie hatte man als Werkzeug benutzt und unter Druck gesetzt, als sie bemerkten, daß sie absprang.

Sie war eine Frau. Frauen waren eben anders.

Und Showstars waren karrieregeil. Die Karriere ging über alles.

Aber jetzt drehte Linda den Spieß plötzlich um. So als hätten Urban und Hartmann ihr alles im Leben vermasselt.

„Das mit Doubleday, mußte das sein?“

„Er war doch nur ein Agent der amerikanischen Industrie.“

„Hollywood gehört auch dazu.“

„Vergiß ihn, altes Mädchen!“

„Jetzt kann ich wieder als Vorletzte im zweiten Glied beim Ballett rumhopsen.“

„Wenn es hochkommt“, lallte Hartmann und nahm noch einen Schluck aus der Flasche.

Linda sagte:

„Hollywood wäre so schön gewesen.“

„Klar! Ruhm und Money, Money und Ruhm sind stärker als jede Moral. Aber wer kennt sie schon, die Moral beim Weibe, sagte Schopenhauer, die da, nur wenige Zentimeter vom Arsch...“

„Vergiß es!“ sagte Urban und versuchte, Linda aufzurichten. „Du hast Talent, du schaffst es. Du bist nicht unterzukriegen.“

„Nein, sie ist zu blöde dazu“, erklärte Hartmann. „Sie packt es nie mehr.“

„Ihr seid beide totale Idioten“, sagte Linda wütend.

Auch in schlechter Form war sie noch immer schön. Wahre Schönheit hielt auch Stürmen stand.

„Die schaffst das nie, diese Kanaille“, sagte Hartmann.

„Und ob ich es schaffe“, entgegnete sie. „Jetzt erst recht.“

„Wozu denn?“ wurde Hartmann mit einemmal sentimental. „Du hast mich, und du hast Bob. Welche Frau hat schon eine solche Auswahl?“

„Darauf pfeife ich!“ zischte sie.

„Du hast uns“, sagte Urban, „und mehr steht dir, verdammt noch mal, gar nicht zu. Und jetzt halte endlich die Schnauze!“

Er ließ an und fuhr in die Stadt.

Er war in ungeheurer Stimmung, noch einen draufzumachen.

ENDE